Carl Renatus Hausen,

Von dem

Einfluß der Geschichte auf das menschliche Herz.

Halle im Magdeburgischen,
verlegts Carl Hermann Hemmerde,
1770.

Carl Renatus Hausen,

Von dem

Einfluß der Geschichte auf das menschliche Herz.

R

Halle im Magdeburgischen,
verlegts Carl Hermann Hemmerde,
1770.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An
einen Freund
in der Schweitz.

Mein Freund!

Zu einer Zeit, da das Publicum mich als einen Feind seiner Glückseligkeit betrachtete: da mein Name von mancher heiligen Stätte als schrecklich, und meine Grundsätze als gefährlich verkündiget wurden: da verschiedne Gottesgelehrten (*) die Sache

(*) Herr Wernsdorf in Wittenberg, Herr Gühling, Herr Zickler, und andre die ich schon wieder vergessen habe.

Gottes, welche ich nie angegriffen hatte, mit den gewöhnlichen Waffen des Stolzes und der Unwissenheit, mit Schmähungen und Lästerungen muthig vertheidigten: da fast alle Journalisten, und Zeitungsschreiber, (*) mir eben so großmüthig Vernunft und alle Kenntnisse wieder raubten, die sie mir kurz zuvor mit einer grossen Freygebigkeit bewilliget hatten: da viele meiner Freunde mich nicht mehr kennen wolten: andere mit Menschen-feindlichen Gesinnungen nur

(*) Auch der witzige Herr Rath Raspe in Cassel, der mit einer einzigen Zeile den Landgraf von Hessencassel, sinnreich vertheidiget hat.

nur auf meinen Untergang warteten: Zu dieser Zeit waren Sie es mein Freund! und einige andere edle Seelen, welche mir von ferne Muth zuruften, und meinen Geist mit Standhaftigkeit auszurüsten suchten. Ihr Brief war mir ein kostbares Unterpfand, von einer, in diesem eigennützigen Zeitalter seltenen Menschenliebe, und habe ich auch nicht alle diese großmüthigen Gesinnungen annehmen können, so zeigten sie doch meinem Geist, der damals nur finstere Wolken erblickte, vor die Zukunft einige heitere, und zufriedne Augenblicke. Ein Herz, wie das Ihrige, wählt sich zu grossen und edlen Handlungen die

 Stille,

Stille, und die Einsamkeit, und erwartet keine andere Belohnung, als die schönste, die stolze Ruhe eines frölichen Gewissens. Wie ein Geheimniß verwahre ich die sanften und wohlthätigen Blicke des wahren Menschenfreundes; wenn ich aber in Staub werde verwandelt seyn, so führe Ihr grosses Beyspiel meine wenigen hinterlassenen Freunde zu Grundsätzen einer seltenen und vortreflichen Tugend.

Eben diesen gütigen Urtheilen, die mich auf dem Wege zur Wahrheit so oft begleitet haben, weihe ich diese unvollkommene Schrift, welche mehr vor einige meiner Mitbürger, als vor das Publicum

cum bestimmt war. Wie oft, mein Freund! haben Sie mir die grossen Vortheile angepriesen, welche man alsdenn von der Geschichte erlangen könte, wenn sie als eine Schule des menschlichen Herzens vorgestellet würde: Nur zufrieden mit dem Britten, haben Sie die andern Nationen beklaget, und selbst ihrem Genie Zweifel erreget. Allein geben Sie andern Völkern eben die Regierungsform, eben die Freyheit, schenken Sie ihnen gleiche Aufmunterungen, wie bald werden sich diese Zweifel verlieren. Wenn andere Wissenschaften, belebt von dem Genie grosser Geister, auf einmal einen schnellen Fortgang gewinnen,

nen, so erwartet die Geschichte, wenn sie die Ehre und den Stolz eines Volks ausmachen soll, noch einen ganz andern Beystand, den aber immer die Vorurtheile, die Sitten, und Gewohnheiten wieder vereiteln. Man hat freylich in andern Ländern, bey der Bearbeitung der Geschichte vor alles gesorgt: am wenigsten vor den Staat, und vor den Menschen. Gesetze und Staatsverfassung haben ohne Sitten in jedem Lande eine sehr hinfällige Dauer. Diese Ausbreitung guter Sitten wird keine Furcht, und Zwang befördern, wohl aber ein Blick in die vergangnen Zeiten, der uns abwechselnd bald mit angenehmen Hof-

nun-

nungen, mit frohen Aussichten in die Zukunft, oder mit traurigen Bildern unterhält. Eine wahre und weise Gesetzgebung siehet sich sorgfältig nach den Sitten um, und diese entwickeln sich am ersten nach den Beyspielen, welche die Geschichte enthält. Jede Nationalgeschichte, geschrieben mit dem Geist, und nach der Manier eines Hume, ist daher zugleich eine politische Sittenlehre vor ein Volk. – Unter einer Menge von Kleinigkeiten, verliehren wir in der Geschichte das wichtigste Studium, das Studium der Selbsterkenntniß, aus dem Gesicht. Wir suchen den Staatsmann auf, folgen dem Helden in jeder bluti-

gen

gen Schlacht nach, und fliehen den Menschen. Der Glanz des Monarchen, oder die Pracht derjenigen Personen, welche den Staat regieren, zieht alle unsere Aufmerksamkeit an sich, und schenken wir ja dem Bürger noch einige flüchtige Augenblicke; so geschahe es darum, um den Schimmer der Majestät, desto deutlicher zu betrachten. Mühsam suchen wir oft den Umgang mit andern: aufmerksam hören wir der Stimme des grossen Mannes zu, um von ähnlichem Enthusiasmus beseelet zu werden; und flüchtig gehen wir bey den Beyspielen, welche uns die Geschichte zum Unterricht und zur Warnung vorstellet,

stellet, vorüber. Man kan immer annehmen, daß der gröste Theil der Menschen, mehr nach den Empfindungen eines gerührten Herzens, als nach Grundsätzen eines standhaften Geistes handelt; und wenn bey Lehren der Weisheit die Vernunft oft stille steht, so bleibt das menschliche Herz bey Beyspielen niemals unbeweglich. Dieser Unterricht der Geschichte ist also vor jeden, und wenn seine Vernunft ganz eingeschränkt seyn solte, der sicherste: da er bey jenem, welcher nur den Verstand beschäftiget, immer in Gefahr schwebt, mit aller Weisheit, ein unaussitchlicher Thor zu bleiben. Jeder Mensch durchlebt ausserdem

dem eine Zeit, in welcher seine Vernunft noch im tiefen Schlummer liegt. Wenn man sie dennoch in diesen unglücklichen Stunden erwecken und beschäftigen wolte, dieß würde eben so viel heissen, als ein zur Vernunft bestimmtes Geschöpf martern, oder ein Narrenspiel mit ihm treiben. Desto leichter nimmt zu dieser Zeit sein zartes Herz jeden Eindruck an, und die Beyspiele verbreiten sich ganz in seiner Seele; da in reifern Jahren bisweilen die Vernunft Zweifel erregt, und hierdurch die Macht derselben vermindert. Aufgeklärte Geister berathschlagen ausserdem erst lange, wenn sie grosse Handlungen und ausserordentli-

che

che Beyspiele erblicken. Diese Berathschlagung schwächt freylich den Enthusiasmus zur Nachfolge; sie stellt uns jedoch zugleich wider grobe Laster in Sicherheit. Aber die Kinder, der Pöbel im Ordensbande, oder im Kittel, in grober Kost erzogen, oder mit ausgesuchten Brühen, werden von der Gewalt der Beyspiele, so verschieden sie oft sind, wie von einer fliegenden Hitze alsbald ergriffen, und blindlings dahin gerissen. Daher läßt das Kind seiner Puppe eben diese Verbeugungen machen, die es bey vernünftigen Puppen gesehen hatte; der lustige Geck spielt in einer Stunde oft eben so viele Rollen, als ein

Roma-

Romanenheld, dessen Leben er gelesen hat; und einem Narren aus dem Pöbel laufen die andern alle nach. Oft ist es lächerlich, noch öfterer traurig, dies Pantominenspiel zu betrachten. Beyspiele erfordern eine grosse Aufmerksamkeit; und wenn man Kindern oder kleinen Geistern die Laster ohne allem Schleyer, den Tugend und Religion großmüthig über sie decken, vorstellen wolte: so würde dies Anschauen ihrem Herzen offenbar ein tödtendes Gift seyn. So wie also der Unterricht von Beyspielen der Tugend vor zarte Seelen und schwache Geister der sicherste wird seyn, so bleibt der Unterricht von Beyspielen

des

des Lasters immer der gefährlichste. Die wohlthätige Hand des Geschichtschreibers, welche ihre Mitbürger zur Tugend führt, kann sie auch dem Laster übergeben und treuloß verrathen.

Diesen Unterricht, welchen Beyspiele auf so verschiedene Art darbieten, genauer zu bestimmen, und den menschlichen Geist auf die Veränderungen seines eignen Herzens aufmerksam zu machen, war der wesentliche Plan dieser anfangs sehr kleinen Schrift, die einige mehr durchdacht, und weiter ausgeführt zu lesen wünschten. Sie, mein Freund, werden großmüthig ihre Unvollkommenheit übersehen; und ich erwarte Ihren

Tadel über Stellen, die keine Nachsicht verdienen. Ich habe der Materie nicht tief genug nach gedacht: die allgemeinen Betrachtungen sagen oft nicht diese Warheit, die gesagt werden solte: die Beyspiele sind nicht glücklich gewählt: zwey sind erdichtet, und man preiset sie als wahr an: sie sind auch immer aus einem Buch: die Undankbarkeit des Capitains nimmt bald einige Bogen ein: das Beyspiel der Königin Elisabeth bleibt dunkel: wegen aller dieser Fehler klage ich mich selbst an, und ich erwarte von Ihnen, mein Freund! und von billigen Kunstrichtern die Entdeckung von noch vielen andern. Eben so zufrieden und

be=

beruhigt werde ich bleiben, wenn einige andre mir abermals Vorwürfe machen, die ich nicht verdiene, einzelne Stellen herausnehmen, und den ganzen Zusammenhang mißhandeln, mich nicht verstehen, (*) und doch von mir urtheilen wollen, mir Sätze andichten, die ich nie gesagt habe. Unwissend in der Kunst zu schmeicheln, konte ich dem Menschen, sein eignes Bild, in dem Leben der an-

 dern,

(*) Herr D. Benner, und sein liebenswürdiger Recensent in der Jenaischen Zeitung, Sr. Hochwürden, der Herr D. Zickler haben mir nebst vielen andern diese seltene Großmuth bewiesen; es wird Pflicht seyn, Ihnen nächstens dafür Dank zu sagen.

dern, nicht besser zeigen, als ich es fand, und diese Aufrichtigkeit machte mich zum Opfer seines Hasses. Allein die Ruhe meines eignen Gewissens, die Freundschaft edler Seelen, die Ihrige, mein Freund! hält mich bey allen diesen Anklagen ganz schadloß. Ich bin bis in mein Grab,

der Ihrige

Halle den 12. Sept. 1769.

Carl Renatus Hausen.

Von dem
Einfluß der Geschichte
auf das
menschliche Herz.

Vielleicht hätte ich, zumal bey einer Menge von andern Geschäften, keinen schwerern Gegenstand zum Inhalt dieser Blätter wählen können, als diesen: **vom Einfluß der Geschichte auf unser Herz.** Ich weiß auch voraus, daß nicht allein die Gränzen, welche mir zu der Ausarbeitung bestimmt sind, sondern auch besonders meine geringen Fähigkeiten mich von der völligen Ausbildung einer so lehrrei-

chen Materie zurück halten werden. „Die Ma„terie von dem Einfluß der Geschichte auf das „menschliche Herz, antwortete mir ein grosser Ken„ner der Geschichte, ist für eine Abhandlung fast „zu weitläuftig. Ich sehe voraus, daß Sie die„selbe nicht bloß philosophisch, sondern auch histo„risch abhandeln, und alle Sätze durch auserlese„ne Beyspiele aus der Geschichte bestätigen und er„läutern wollen. Es ist gewiß, daß alle Arten „der Tugend, und des Lasters merkwürdige Bey„spiele in der Geschichte finden; daß die Geschichte „die Lehre von der Vorsehung GOttes vortreflich „erweise, und erläutere; und daß sie gar sehr „zu der Weisheit und Glückseligkeit des mensch„lichen Geschlechts angewendet werden könne, „wenn sie darnach ausgearbeitet ist. Allein dar„an fehlet es; und die beyläufigen moralischen Be„trachtungen eines Rollin, so gut sie auch sind, „machen es noch nicht aus. Wenn aber jemand „die verschiedenen Arten der Geschichte, ganz ei„gentlich zu dem Zweck des menschlichen Herzens „abhandelte, so würde er der Welt dadurch einen „unvergleichlichen Dienst leisten. Man müste sie „aber erst ein Paar Dutzend Jahre mit gröster „Wahrheitsliebe studieret, und durchaus keine an„dere, als bessernde Absicht haben: ehe man ein „solches Werk unternähme.„ So richtig und vortreflich das Urtheil dieses grossen Gelehrten über die Schwierigkeiten bey der völligen Vollendung dieses Plans ist; so werde ich mich doch beruhigen, wenn ich nur einen Schriftsteller unserer

Na-

Nation mit diesen Gedanken aufmuntre, der Materie tiefer nachzudenken, und die glücklichen und unglücklichen Folgen, welche vor das menschliche Herz, aus der Lesung der Geschichte, entstehen können, lebhaft, besonders aber mit einer edeln und in unserm partheyischen Zeitalter seltenen Liebe zur Wahrheit, abzuzeichnen. Bis auf die Zeiten eines von **Ludewigs** und **Gundlings**, hatte die historische Muse in Deutschland eine sehr wunderbare Gestalt. Man erzählte alles unter einander, die grossen Begebenheiten wurden durch eine Menge minder wichtiger Vorfälle gleichsam von ihrer eigenen Stelle verdrängt, und die Chronik-Kleinigkeiten, welche beständig mit eingemischt wurden, machten, zumal nach der Ordnung, die sie erhielten, eine noch viel lächerlichere Parade aus. Kurz, der Geschichtschreiber bemühte sich alles zu sagen, was er wuste, die Auswahl und die Musterung überließ er seinem Leser. Aber daher entstund auch mehr als ein Vorurtheil. Man forderte von dem Geschichtschreiber nur ein gutes Gedächtniß, wodurch zugleich viele Verachtung auf die Wissenschaft zurück fiel. Man sahe jedes Geschichtsbuch beynahe aus keinem andern Gesichtspunkte an, als gemeiniglich, obgleich ganz irrig, eine Zeitung, um das Gelesene geschwind wieder zu vergessen, ohne an die Verbindung einer jeden einzeln Veränderung auf dem Erdboden zu denken, aus selbiger einen unüberwindlichen Grad der Ueberzeugung von der Regierung GOttes zu erhalten; aus den Beyspielen der vergan-

genen Zeit, Folgerungen auf die Zukunft zu machen, und endlich neue Begebenheiten, wenn sie erfolgten, in einem desto hellern Lichte zu sehen. Diese zwey grosse Männer, die ich nur kurz zuvor genennt habe, und deren Name jedem Zeitalter verehrungswürdig bleibt, dachten mit grösserer Sorgfalt, als ihre Vorgänger, an eine genauere Ausarbeitung der zahlreichen Materialien, welche die Geschichte nach ihrem sehr grossen Umfange darbietet, erforschten die Natur der Begebenheiten, und suchten, jener mit seiner weitläuftigen Belesenheit, dieser aber mit philosophischem Scharfsinn, aus Begebenheiten, selbst über die Grundsäze einer höhern Wissenschaft, Licht und Deutlichkeit auszubreiten. Man suchte dahero diejenigen Begebenheiten auf, aus welchen Rechte, Verbindlichkeiten, Ansprüche u. s. w. hergeleitet werden könnten; und es ist bekant, wie besonders unsere deutsche Reichshistorie, (nach ihrem Verhältnisse gegen das Staats- Lehn- und andere Rechte betrachtet) sowohl durch den glücklichen Anfang dieser zwey vortreflichen Männer, als auch durch die Nachfolge anderer grosser Namen, eines **Mascovs**, **Schmauß**, **Pütter**, **Schmied** vortreflich ausgebildet worden ist. Durch diese Bemühungen ward der Nutzen einzelner Begebenheiten, schon genauer bestimmt. Die Geschichte, im Ganzen betrachtet, erhielt wenigstens nach ihrem Einfluß auf die Rechte, eine ganz andere und zwar in Vergleichung mit der ehemaligen Methode zu erzählen, viel vortheilhaftere Gestalt.

Allein,

Allein, die Auswahl, und die Bearbeitung des historischen Stoffes wurde hierdurch zugleich ungemein eingeschränkt, und am Ende war die Geschichte, nach dieser Methode bearbeitet, nur vor den Rechtsgelehrten lehrreich. In der That wird man an den meisten Geschichtsbüchern unserer Nation, entweder diejenige Wahl der Begebenheiten, welche sich auf die höhern Wissenschaften bezieht, oder die ehemalige Vorstellung, da man die Vorfälle nicht abgesondert, sondern unter einander gemischt hat, entdecken. Ohnmöglich machen der Gelehrte, der Weltmann und der Kenner, allein Anspruch auf die Lesung eines historischen Buches; der Jüngling, muß besonders durch Beyspiele gebildet, der Kaufmann, der Künstler, selbst auch der Landmann, kan durch grosse und edle Handlungen zu dem Gefühl der Ehre, ja selbst auch zu der Erfüllung seiner Pflichten bewegt werden. In der Englischen Geschichte, (schrieb mir neulich ein gepriesener Schriftsteller, der zum Besten seines Vaterlandes eine vortrefliche Geschichte abgefaßt hat) „kommen die wichtigsten Betrachtungen über verschiedene Theile der Staatsöconomie vor, und „Hume kan mit den Gründen für und wider eine „Nationalmiliz seiner Erzählung Würde und Ansehn geben. In der deutschen Geschichte hingegen, wo wir keine Bewegungen eines Unterhauses zum Besten der gemeinen Freyheit kennen, „gleichen wir den Astronomen, die bey der Betrachtung des gestirnten Himmels die liebe mütterliche Erde ganz vergessen. Daher wird man

„auch

„auch bemerken, daß fast kein Kaufmann, oder „Ungelehrter unsere Geschichte liеßt, mancher auch „wol gar daran zweifelt, daß die Historie für den „gemeinen Mann von einigem Nutzen seyn kön„ne.„ Bey Abfassung einer allgemeinen, oder doch besonders einer vaterländischen Geschichte, würde also wol kein glücklicherer Plan befolgt werden können, als wenn man mit Unterdrückung einer weit hergesuchten Gelehrsamkeit, Wahrheiten aufsuchte, die allgemein faßlich wären, und die uns nicht sowohl von den Würkungen des menschlichen Verstandes, als vielmehr des menschlichen Herzens unterrichteten. Die Sitten und die Gewohnheiten eines jeden Landes; die Veränderungen der Religion, und die grossen Vortheile, welche GOtt durch die christliche den Ländern ertheilet hat; die Vorzüge der **evangelischen** vor der **catholischen**, sowol in Betrachtung der Lehrsätze, und einer ewig dauernden, als auch dieser bald vorübergehenden Glückseligkeit; die Triebfedern von den politischen Handlungen eines ganzen Volks überhaupt, als auch von den sittlichen eines jeden Bürgers, und wie diese, nach dem Verhältnisse, da die Religion in Ansehn gestanden, edel und schön, oder aber, da diese ist verachtet worden, niedrig und verabscheuungswürdig gewesen sind; das Genie des Volkes selbst, und wie dasselbe durch die allgemeinen Anstalten der Erziehung, durch den Umgang mit andern Völkern, und durch den Geist der Nachahmung, durch Künste und Wissenschaften, selbst auch durch das erhabene

Bey-

Beyspiel des Regenten, und der Grossen im Lande, von Zeit zu Zeit sich verändert hat; der Begriff von **Freyheit**, von **Gehorsam**, von **Liebe gegen das Vaterland**, von **Verdienst**, von **Ehre** und **Großmuth**, von **Sparsamkeit**, und **Verschwendung**, von **häußlichen Tugenden** unter einem Volke, und dessen genaue Entwickelung; alle diese angezeigte Gegenstände, würden freylich bey dem Plane einer vaterländischen Geschichte ihre eigne Aufmerksamkeit und Betrachtung verdienen. Solte aber ein Geschichtsbuch, nach diesem Plane abgefasset, nicht auch allgemein gelesen und mit selbigem die hohe Absicht erfüllet werden, einem Staate, fromme, großmüthige, tugendhafte und patriotische Bürger zu bilden. Auf diese Art würde sich der Einfluß der Geschichte auf das menschliche Herz zur Ausbreitung der christlichen Religion, zum Nutzen des Regenten, und zum Glück des ganzen Landes, auf die beste und vortreflichste Art zeigen. Jede Veränderung des menschlichen Geschlechts, jede Begebenheit eines Volks, und auch eines einzeln Bürgers, kan aus einem mannigfaltigen Gesichtspunkte betrachtet, und die aus selbiger gefolgerte Wahrheit eben so verschiedentlich angewendet werden. Viele Begebenheiten unterrichten nur den menschlichen Verstand, einige zeigen zugleich Vorschriften zu unsern moralischen Handlungen; andere aber sind einzig und allein zu der Bildung unserer Tugenden bestimmt, und haben den sichtbarsten Einfluß auf

unser Herz. So kan auch eine Begebenheit ihrer eigentlichen Natur und Beschaffenheit nach, oft nur den menschlichen Verstand unterrichten; in Betrachtung aber der Folgerungen, die sich aus selbiger ableiten lassen, das menschliche Herz entweder zu sanften und wohlthätigen Empfindungen, oder zu den unbändigsten Neigungen bewegen. Ich würde mich von meiner Absicht sehr weit entfernen, und mit beständigen Widersprüchen streiten müssen, wenn ich diejenigen Begebenheiten, die eigentlich nur vor den menschlichen Verstand unterrichtend, aber in gewisser Absicht auch vor das Herz lehrreich seyn können, von denenjenigen nicht genau trennen und unterscheiden wollte, die bloß das Gefühl unserer Empfindungen, Neigungen und Leidenschaften in Bewegung setzen. Beyspiele demnach, in welchen man theils die Tugend überhaupt, theils die verschiedenen Arten derselben, entweder in ihrer Grösse und Vollkommenheit, oder aber nur schwach und unvollkommen erblickt, können in dem menschlichen Herzen, nach dem Verhältnisse, als es den Eindrücken der Tugend offen stehet, ausserordentliche Würkungen, hervorbringen. Eben so stark werden freylich auch die Beyspiele des Lasters, welches auf dem Theater der Geschichte, eben so, als auf dem Theater der Welt, in mannigfaltigen Gestalten verkleidet, erscheint, auf das menschliche Herz würken. Allein, der noch nicht gebildete Jüngling wird von dem aufrichtigen Rathe seines Lehrers geleitet, der Freund der Religion und der Tugend,

selbst

selbst bey dem Anblick des Lasters in seinen weisen Grundsätzen noch mehr befestiget, und der Liebling der Leidenschaft, wenn er einmal seine ungesittete Neigungen unterhalten will, wird in dem Umgange mit der Welt, in welcher bloß niedrige und unedle Handlungen seine Aufmerksamkeit reizen, viel lebhafter unterrichtet werden, als aus den Beyspielen der Geschichte. Welcher Geschichtschreiber, er müste denn ohne Religion, Gewissen und Tugend seyn, (wie kan er aber alsdenn diesen ehrwürdigen Namen verdienen?) wird auch das Laster gleichsam in Triumph aufführen? er kan zwar dasselbe nach dem Ursprung und Fortgang, und nach seiner völligen Entwickelung abzeichnen, aber mit eben der Aufrichtigkeit muß er den letzten Auftritt desselben niemals mit Stillschweigen übergehen. Sollte aber auch dieser, oft nach Umständen der Zeit, noch öfterer nach den eigenen Sitten der Welt, glänzend ausfallen, so wird das Urtheil des gewissenhaften Geschichtschreibers diesen blendenden Schimmer gar bald zerstreuen. Wie könnte also der rechtschaffene, der tugendhafte, und noch mehr der christliche Bürger durch dieses Beyspiel auf Abwege verleitet werden? Und durch welche grosse Anzahl von Tugenden werden nicht die Laster in der Geschichte verdrängt? Wer wolte demnach so übertrieben und unbillig urtheilen, als der Herr von Voltaire *), wenn er in einer seiner neuesten Schriften

 sagt:

*) Le Huron, ou l'Ingenu à Lousanne. 1769.

sagt: Wahrhaftig die Geschichte ist nichts, als ein Gemählde von Lastern und Unglück. Der Haufen unschuldiger und friedsamer Menschen, verschwindet auf diesem grossen Theater. Die spielenden Personen sind bloß Ehrgeizige. Es scheint die Geschichte gefalle nicht anders, als wie das Trauerspiel, welches matt ist, wenn es nicht durch die Leidenschaften, Lasterthaten und grosse Unglücksfälle belebt wird. Man muß Clio mit einem Dolche waffnen, wie die Melpomene. Sollte Clio in der Gestalt der sanften und wohlthätigen Tugend, nicht viel grössere Reize vor den Menschenfreund haben, als im blutigen Gewand? Und sollte der Geschichtschreiber dem Geräusch des Lasters nicht stets das stille Verdienst und die großmüthige Handlung des rechtschaffenen Mannes entgegen stellen können?

Die Beyspiele also der Tugend, und des Lasters, in wie weit sie unsere Neigungen, Empfindungen und Leidenschaften hervorbringen, bestimmen den Einfluß der Geschichte auf das menschliche Herz. Die Natur und das Wesen der Tugend kan erkläret, alle ihre Bestandtheile genau zergliedert, der Segen und die Glückseligkeit, die sie mit wohlthätiger Hand über das menschliche Geschlecht ausbreitet, lebhaft geschildert werden; aber am Ende ist doch nur unser Verstand bey allen diesem Unterricht beschäftiget, unser Herz bleibt un-

ungerührt, und Neigung und Wille werden entweder gar nicht, oder doch langsam schwach und unvollkommen in uns entstehen. Man kan den gelehrtesten Commentar über ein Gemählde lesen, aber ohne das Gemählde selbst zu betrachten, werden wir von keiner Empfindung, von keiner Leidenschaft bewegt werden. Man will nicht allein die Lehren der Tugend wissen; man will sie gleichsam selbst in ihrem Glanze sehen. Dieses ist einmal der denkenden Kraft unsers Geistes eigen, daß sie, bey einem Unterricht, der auf das Herz würken soll, weit eher durch sinnliche Gegenstände, als durch Beweise in Bewegung gesetzt wird. Daher wählt sich auch fast jeder Mensch stets Beyspiele zu seinen Handlungen, immer ein Original, das er abcopiret. Die grossen und edeln Handlungen der Freunde der Tugend sind einander im Ganzen immer ähnlich; nur daß die Religion, die Erziehung, die eigenen Sitten eines Landes, die Denkungsart, der Umgang und das Temperament, einen Unterschied machen, und daß die Handlungen, nach den Graden, als sie stärker oder schwächer tugendhaft sind, von einander abgesondert werden müssen.

Welche Abwechselung von tugendhaften Handlungen enthält nicht die Geschichte, nach so verschiedenen Characteren der Menschen, unter welchen wir immer einige finden werden, welche die genaueste Uebereinstimmung mit den unsrigen haben. Aus dieser Betrachtung entsteht viel lebhaf-

ter

ter der Geist der Nacheiferung, als aus allen Lehren der Philosophie. **Carl** der zwölfte, König von Schweden *), dessen Name oft zu tief erniedriget wird, machte die Thaten des stolzen macedonischen Königes zu Grundsätzen bey allen seinen Handlungen, und konnte seinen Neigungen zuletzt nicht mehr widerstehen. Neunjährige Siege waren verlohren, ein verwüstetes Land, und die traurigste Aussicht in die Zukunft; allein Alexanders Handlungen unterhielten seinen Muth, und dessen Name machte ihn gleichgültig gegen alle Gefahr. Diese Betrachtung war die Philosophie, nach der er handelte; mächtiger, als alle Vorstellungen der Patrioten, und als alle Klagen getreuer Diener. Die Beyspiele werden freylich nicht auf alle gleich stark würken. Unsere Empfindungen und Neigungen, und überhaupt die Eigenschaften des Herzens haben eben sowol, als die Talente des Geistes, ihre Stufen. Allein, so wie die Wahrheiten und Grundsätze, unsern Verstand ausbilden, so bilden auch Beyspiele unser Herz aus. Es können Handlungen dem einen ungemein lehrreich und wichtig, dem andern ganz gleichgültig scheinen. Das Herz des einen wird oft von den lebhaftesten Empfindungen bewegt, ja wol gar von Leidenschaften erschüttert, da unterdessen der andere ganz fühllos und unbeweglich bleibt. Daher

*) Herr Gatterer hat ihn in dem ersten Theile der historischen Bibliothek sehr schön, und aus dem richtigen Gesichtspuncte geschildert.

oft ganz entgegen gesetzte Wirkungen, hier Thränen, dort ein lautes Gelächter. Ausser dem Bau unsers Cörpers, wird freylich die Erziehung am meisten entscheiden, und sollen Beyspiele und Charaktere vor unser Herz lehrreich werden, so müssen wir besonders die Aehnlichkeit einer Handlung, mit unsern Neigungen entdecken. Es giebt freylich einige wenige grosse Geister, deren Handlungen das ganze menschliche Geschlecht unterrichten, welche, wie Herr Rousseau sagt, alle andre Seelen in sich selbst verwandeln; die eine Sphäre der Thätigkeit haben, in der ihnen nichts widerstehet; die man nicht betrachten kan, ohne sie nachahmen zu wollen, und deren Grösse alles an sich ziehet, was sie umgiebt. Es giebt einige wenige Beyspiele, die auf das Herz eines jeden würken. So kan der entseelte Leichnam eines unsterblichen Schwerins den Muth einer ganzen Armee beleben, und ihre Rache auffodern?

Da einmal bey dem Unterricht der Tugend, nicht sowol die Kenntniß der Pflichten, als vielmehr ihre Ausübung, die vorzüglichste Betrachtung verdienet; so werden Beyspiele immer von einem mehr ausgebreitetem Nutzen seyn, als alle Theorien. „Tugendhafte Empfindungen, sagte „der grosse Paoli, und Fertigkeiten sind über philosophische Vernunftschlüsse. Diese sind nicht so „stark, und allezeit veränderlich. Wenn alle Professoren von Europa bey einander wären, dies „würde eine sehr verehrungswürdige Gesellschaft

„seyn,

„seyn, und wir würden von selbiger die schönsten „Tugendlehren hören; indessen glaube ich, daß „man in einer Gesellschaft einiger rechtschaffenen „Bauern eines kleinen Dorfes mehr würkliche Tu„gend antreffen würde. Man könnte von diesen „beyden Gesellschaften sagen, was man vom De„mosthenes und Themistokles ehemals gesagt „hat: Illius dicta, huius facta magis vale„bant." *) Man nimmt Antheil an den Handlungen, die in der Geschichte aufgezeichnet stehen, und diese Betrachtung wird selbst die Sache des Herzens. Die Empfindungen der Großmuth, der Menschenliebe, des Mitleidens und der Rechtschaffenheit drängen sich hervor. Können auch diese nicht gleich alsbald edle Handlungen, sondern nur Wünsche hervor bringen, so breiten doch auch diese ihren Segen über eine Familie, ja über ein ganzes Volk aus, den vielleicht künftige Zeiten in Erfüllung bringen. Dieser Beyfall und Zufriedenheit, welche uns die Wahrheit abzwingt, haben auch eine viel längere Dauer, als diese ist, die erdichtete Beyspiele zuwege bringen. Die erste Vorstellung, welche in unserer Seele, so bald die Begeisterung vorüber ist, entsteht: daß nur der Dichter so schön gemahlet, und die Tugend einer Clarisse, die Liebe einer Julie vollkommen geschildert habe, zernichtet entweder völlig wieder unsere

*) Auszug aus James Boswells Account of Corsica, and memoirs of Pascal Paoli, im Bremischen Magazin 2ter Band, 3tes Stück S. 467.

unsere Entschlüssungen, oder schwächt sie wenigstens ungemein. Wir werden zwar von der Stärke der Leidenschaft mit fortgerissen, und wünschen in dem Augenblick, da wir den sterbenden Philotas sehen, eben so großmüthig, als er zu sterben; aber dieser Entschluß gleicht einem Traum, der verschwindet, wenn wir die betrügerische Freude geniessen wollen. Die Wahrheit tugendhafter Beyspiele befestiget selbst die Ueberzeugung von der Schönheit der Tugend, und jede Handlung, welche nach dem Zeugniß der wahren Geschichte, von dem rechtschaffenem Mann ist unternommen worden, erweckt in uns das Feuer der edelsten Nacheiferung. Hier beunruhiget uns keine Vorstellung von der Unmöglichkeit dem Beyspiel zu folgen, und wir versuchen, wenigstens von ferne den Geist des grossen Mannes in unsern Handlungen auszudrücken. Unser Herz steht auch der Wahrheit in ihrem natürlichen Schmucke, viel eher offen, und bleibt ihr getreuer, als der mit aller Kunst erdichteten Vorstellung. Es bleibt ferner ein grosser Unterschied unter den Handlungen, ob sie von den Grundsätzen der Vernunft, oder nach den Empfindungen des Herzens geleitet werden. Der edle Enthusiasmus wird jenen immer fehlen; diese aber, so wie die Sprache des Herzens ihren besondern Nachdruck hat, wird auch eine eigene Stärke beleben. Turenne siegte vor sein Vaterland; aber der Prinz Eugen führte die Deutschen bis nach Frankreich, seinem eigenen Vaterlande. Der Philosoph stelle mir mit allem

Scharf-

Scharfsinn die Grösse und Vollkommenheit der Tugend vor, er preise mir die Belohnung, die sie ihren Freunden ertheilt, mit aller Beredsamkeit an; ich werde immer als ein Zweifler schüchtern zurück treten, und wenn er auch meinen Verstand überwältiget, so wird er doch niemals meinem Herzen genug thun können. Aber alle meine Empfindungen werden aufwachen, wenn ich eine Lady **Johanne Grey**, oder vielmehr die Tugend selbst, gleichsam vor mir sehe.

Lady **Johanne Grey**, war das liebenswürdigste Frauenzimmer in England, unter der Regierung Eduard VI, groß an Talenten des Geistes, aber noch viel grösser an Tugenden. Ihr Genie leuchtete aus ihrer Stickerey, und aus der schönen Hand, welche sie schrieb, herfür. Sie spielete einige Instrumente vortreflich, und die Lieblichkeit ihrer Stimme ertheilte den harmonischen Tönen eine besondere Anmuth. Die englische Sprache schrieb, und redete sie mit der grösten Genauigkeit; die französische, italiänische, lateinische und griechische verstund sie, nach dem Urtheil, eines **Ascham** und **Alcimer**, Männer, welche, wegen ihrer Gelehrsamkeit, die Wunder ihrer Zeiten waren, vollkommen. Ihre Eltern, **Heinrich Grey, Marquis vor Dorset**, und **Lady Francisca Brandon**, die älteste von den Töchtern **Carls, Herzogs von Suffolk**, erzogen dieselbe mit aller Sorgfalt, die oft einer väterlichen Strenge ähnlich war. Der Marquis hatte selbst

selbst Einsichten in die Gelehrsamkeit, und war ein grosser Freund der Gelehrten. Die zwey Capelläne **Harding** und **Aylmer**, welche in der That grosse Männer waren, wurden die Lehrer der Lady **Johanne** in ihrer Kindheit, und ihre beständigen Gesellschafter. Sie fassete mit der grösten Geschwindigkeit alle Begriffe, und setzte mit ihrem reifen Urtheil, selbst diejenigen, welche wegen ihrer eignen Geschicklichkeit, eben dasjenige nicht achteten, was andere vor ausserordentlich hielten, in Verwunderung. Bey diesen hohen Gaben hatte sie so viele Sanftmuth, Demuth und Bescheidenheit, daß sie die Liebe zu den Wissenschaften, nicht als eine Nahrung vor dem menschlichen Stolz, sondern als die Quelle der Glückseligkeit betrachtete, und selbst, bey dem öftern Tadel ihrer Eltern, mit doppelten Vergnügen, zu dem Unterricht ihrer Lehrer zurück eilte. Sie suchte in dem **Demosthenes**, und **Plato**, ihren Lieblingen, dasjenige Vergnügen, welches ihr in allen andern Auftritten des Lebens versagt war, wo sie sich nur selten mit einiger Zufriedenheit zeigte. Ihr Vater wurde im Jahr 1551. zum Herzog von **Suffolk** erwehlet, und an eben demselben Tage ward der Graf von **Warwick**, der mächtige Günstling **Eduards**, zum Herzog von **Northumberland** ernannt. Diese Erhebung löschte die vorige Eifersucht in ihrem Herzen aus, und die Freundschaft, war wenigstens so lange, als Eigennutz und Ehrgeiz ihre Seelen vereinigte, standhaft und unzertrennlich. Beyde

Herzoge hatten diejenige Grösse erlangt, die sie nur immer wünschen konnten, aber die Aussicht in die Zukunft erschütterte sie oft, und die Ruhe ihres Geistes konte, wie ein neuer Schriftsteller sagt, mit der augenblicklichen Stille der Natur, die vor einem Ungewitter vorhergeht, verglichen werden. Die Gesundheit **Eduards** wurde immer schwächer, und die Veränderung der Nachfolge war noch das einzige Mittel, welches nach seinem Tode, die Grösse beyder Herzoge, vor allen Stürmen in Sicherheit setzen konte. Der Herzog von **Northumberland** suchte daher diesen Plan auszuführen; und vermählte seinen vierten Sohn, den Lord **Guildfort Dudley**, mit der Lady **Johanne**. So sparsam auch sonst **Eduard** war, so bezeigte er sich doch bey dieser Vermählung ausserordentlich freygebig. Das gemeine Volk betrachtete zwar die ausserordentliche Grösse des Herzogs von **Northumberland** mit Verdruß und Widerwillen; nichts destoweniger bewunderte es die Unschuld und die Schönheit, welche sich an den Lord **Guildfort** und seiner Braut zeigte. Diese Pracht, womit das Beylager gefeyret wurde, war die letzte Freude in dem Pallaste **Eduards**. Wenige Tage nachher wurde er so schwach, daß **Northumberland** sein grosses Vorhaben ausführen und ihn bewegen muste, daß er die von **Heinrich** VIII. einmal vestgesetzte Thronfolge verändern, und die Lady **Johanne** zur Nachfolgerin ernennen solle. **Eduard** gab endlich den Vorstellungen seines Lieblings nach,

und Lady Johanne wird nach seinem Tode als Königin erkannt. Ganz in der Stille lebte damals die Lady auf ihrem Guthe, frey von dem Stolz, und völlig unschuldig an diesen Handlungen des Ehrgeizes. Ihr Vater und der Herzog von Northumberland sagten ihr mit grosser Feyerlichkeit die Verordnung des verstorbenen Königs, und in eben dem Augenblick knieten sie nieder, und erzeigten ihr königliche Ehre. Schüchtern tritt Lady zurück, und sagt: „Heisset dieses „nicht der Gerechtigkeit spotten, sich darüber ein „Gewissen zu machen, einen Schilling zu stehlen, „keinesweges aber eine Krone an sich zu reissen. „Und was für eine Krone? Eine Krone, die mit „Gewalt der Catharine von Arragonien genom„men, und wegen welcher Anna Boleyn getödtet „wurde. Warum wollen Sie denn, mein Va„ter, daß ich auch mein Blut vergiessen, und das „dritte Opfer seyn soll? Gesetzt aber, daß auch „dieses Glück beständig sey, würde es denn rath„sam vor mich seyn, mir diese Dornen aufzuse„tzen, die mich wenigstens zerfleischen, wo nicht „gar tödten würden, ein Joch an den Hals zu „nehmen, das mich wenigstens martern, wo nicht „erwürgen würde? Meine Freyheit ist besser, als „die Kette, die Sie mir anbieten, mit so kostba„ren Steinen sie auch besetzt seyn mag. Ich will „meinen Frieden nicht gegen königliche Besorgnisse „und prächtige Fesseln vertauschen. Und wenn „Sie mich aufrichtig und von Herzen lieben, so „werden Sie mir vielmehr ein ruhiges, obgleich

„weniger glänzendes Glück, als einen erhabenen „Stand wünschen, der den Anfällen des Sturms „unterworfen ist.„ — Alle diese Vorstellungen und diese Bitte konnten den herrschsüchtigen Geist ihres Vaters nicht bewegen. Er verließ seine Grundsätze nicht. Auch die Mutter der Lady wendete alle Beredsamkeit an, so daß sie endlich aus Gehorsam gegen beyde Eltern, und aus zärtlicher Liebe gegen ihren Gemahl, der ebenfals diesen unglücklichen Rath billigte, nachgab, und nach London reisete. Sie wurde als Königin geehrt, aber am neunten Tage war auch schon ihre Regierung geendiget. Die Prinzeßin Maria fand unter dem Volke stärkere Zuneigung, und die unglückliche Lady ward selbst von ihren ungetreuen Freunden verlassen. Als alle Rathschläge fruchtlos wurden, begab sich der Herzog in das Zimmer seiner Tochter, und meldete ihr, daß sie nunmehro die königliche Würde niederlegen müsse. Mit einer ruhigen und zufriedenen Mine antwortete die Lady: „Glauben Sie mir, mein theuerster „Vater, daß ich mich in diese Nachricht weit bes„ser, als in meine vorhergehende Erhöhung auf „dem Thron finden kan. Ich verlasse jetzo den„selben mit gutem Willen, und folge darinne den „Bewegungen meines Herzens; ich bemühe mich „dadurch die von andern begangene Fehler zu til„gen, wenn anders so grosse Fehler durch eine auf„richtige Erkenntniß derselben können getilget wer„den.„ Nicht lange hernach wurde sie nebst ih-

rem

rem Gemahl, ihrem Vater und andern Freunden gefangen gesetzt.

Die Königin Maria, welche die Tugenden der Lady selbst mit Bewunderung und Hochachtung betrachtete, verschob von einer Zeit zur andern den letzten Auftritt ihres traurigen Lebens. In dieser Gefangenschaft schrieb sie einen rührenden Brief an ihren Vater, der stärker von dem traurigen Schicksal seiner vortreflichen Tochter, als von der Furcht seines eigenen Todes beunruhiget wurde. Es ist wahr, (sagte die Lady in selbigem,) ich weiß, mein theurester Vater, daß ihr Herz unter einem verdoppelten Kummer arbeitet, sowol in Betrachtung des Unglücks, das Sie sich zugezogen, als auch der unglücklichen Umstände, in welche Sie mich versetzt haben; allein, mein theurester Vater, ich kan mich doch glücklich schätzen, daß, indem ich meine Hände in Unschuld, wegen des vorgegangenen wasche, mein schuldfreyes Blut vor dem HErrn um Barmherzigkeit rufen darf. Nicht, als ob ich nicht gestehen müste, daß ich, (zwar mit Zwang und wie Sie wohl wissen, auf unabläßiges Anliegen,) die Krone auf mein Haupt zu setzen, eingewilliget, und dadurch die Königin und die Gesetze schwer beleidiget habe. Doch trage ich das feste Zutrauen, daß mein Verbrechen vor GOtt desto geringer sey, je weniger bey meiner gezwungenen Erhöhung mein Herz daran Theil genommen hat. Dieses, mein Vater, ist die Gesinnung bey der Annäherung meines Todes,

der, so schmerzlich er Ihnen auch fallen mag, für mich doch höchst willkommen ist. Nein, nichts kan mir mehr willkommen seyn, als daß ich, aus diesem Thal des Elendes zu dem himmlischen Thron aller Freuden, und alles Vergnügens mit JEsu Christo unserm Heylande gelange; in dessen standhaftem Glauben, wenn es einer Tochter erlaubt ist, so an ihren Vater zu schreiben, ich GOtt bitte, Sie bis an das Ende, so wie bisher, zu erhalten, damit wir im Himmel uns zusammen finden mögen, mit dem Vater, Sohn und heiligem Geist. — Unterdessen erfolgte ein Aufstand, welcher den Staatsräthen der Königin Maria Gelegenheit gab, ihr zu überreden, daß der Thron nicht anders, als mit dem Blut der unglücklichen Lady könne befestiget werden. Maria hatte in der That viele mitleidige Gesinnungen vor dieselbe, und die Lady ward mehr von dieser Großmuth der Prinzeßin, gerührt, als von der Nachricht, ihres in kurzer Zeit bevorstehenden Todes. In dieser Gemüthsverfassung fand die Lady der Abt zu Westmünster, D. Feckenham, den die Königin zu ihr schickte, um sie mit der römischen Kirche auszusöhnen. Er glaubte ganz gewiß den Sieg über ein junges Frauenzimmer zu erhalten, das nach seinem Urtheil, von der heftigsten Leidenschaft, von der Furcht des Todes beunruhiget würde. Schon trat er mit einer triumphirenden Mine in ihr Zimmer, und wollte den Streit anfangen, als ihm die Lady ganz gelassen antwortete: ich habe keine Zeit mehr zu verliehren,

die Erörterung solcher Streitfragen kan für die Lebenden, aber gewiß nicht für die Sterbenden gut seyn. Ich werde es als den stärksten Beweiß ihres Mitleidens betrachten, wenn sie mich ungestört meinen Frieden mit GOtt machen lassen. Diese Worte verstund der Abt ganz unrecht, er eilte zur Königin, und bat ihren Tod noch einige Zeit zu verschieben. Die Königin willigte in sein Verlangen, allein, der Irrthum wurde bald entdeckt. Als er der Lady die Gnade der Königin meldete, so sagte sie: ich wünsche keinen Aufschub des Todes, vielmehr sehne ich mich nach selbigem, als dem Ende meines Elendes, und dem Eingange zu einer ewigen Glückseligkeit. Sie konnte nunmehro eine Unterredung über die Wahrheiten der Christlichen Religion nicht vermeiden, da aber der D. **Feckenham** sahe, daß alle Beredsamkeit verschwendet, und alle Bemühungen fruchtlos waren, so nahm er mit folgenden Worten Abschied: Madame, ich bin wegen ihrer Hartnäckigkeit sehr bekümmert, und jetzo bin ich versichert, werden wir beyde uns niemals mehr wieder finden. Es ist ganz gewiß, antwortete die Lady, wir werden uns niemals wieder finden, woferne GOtt ihr Herz nicht ändert. Denn ich bin überzeugt, daß, woferne sie nicht Busse thun, und sich zu GOtt wenden, es um sie sehr traurig und verzweifelt aussiehet, und ich bitte GOtt um seiner Barmherzigkeit willen, daß er ihnen seinen heiligen Geist mittheilen wolle; denn er hat ihnen schon die Gabe der Wohlredenheit gegeben, wenn es ihm nun

auch gefällig ist, die Augen ihres Verstandes der Wahrheit zu öfnen. Diese Aufrichtigkeit beleidigte den Abt ganz und gar nicht. Er hat sie selbst bey dem Blutgerüste nicht verlassen, und noch in den letzten Augenblicken ihres Lebens hat die Lady seine Aufmerksamkeit mit dem lebhaftesten Dank belohnt. Der Tag ihres Todes eilte inzwischen herbey. Kurz zuvor setzte sie einen Brief auf an ihre Schwester, die Lady Catharina, welcher ein unvergeßliches Denkmal ihrer Tugenden, und ein kostbares Vermächtniß vor das ganze menschliche Geschlecht, bleiben wird. Als der traurige und schreckliche Morgen anbrach, verlangte ihr Gemahl, der auch sein Leben verliehren muste, Sie noch einmal zu sprechen. Er erhielt alsbald die Erlaubniß, aber die Lady, versicherte ihm, daß eine solche Zusammenkunft ihren Schmerz, weit eher vermehren, als die Ruhe befestigen würde, in welche sie ihre Seelen gegen die Streiche des Todes zu setzen gesucht hätten. Wir wollen diese Zusammenkunft, sagte sie, in einer andern Welt halten. Daselbst sind Freundschaften gewiß glücklich, und Vereinigungen unzertrennlich. Sie trat dahero, als er zum Blutgerüste vorbey geführet wurde, nur an das Fenster, und nahm mit einigen Worten von ihm Abschied. Sein Leichnam, den man nach der Capelle im Tower führte, muste auch unter ihrem Fenster vorbey kommen. Bey diesem schrecklichen Anblick ergrif die Lady ihre Schreibetafel, und zeichnete folgende Worte auf: Wenn sein gewaltsam getödteter Körper vor mensch-

menschlichen Richterstühlen gegen mich zum Beweiß da liegt: so wird sein seliger Geist vor dem Thron GOttes meine Unschuld vertheidigen. Eine Stunde hernach wurde sie auf das Blutgerüste heraus geführt. Mit einer ruhigen und zufriedenen Miene bestieg sie dasselbe, grüßte alle, die zugegen waren, und nahm von dem D. **Feckenham**, der sie begleitet hatte, mit folgenden Worten Abschied: GOtt wird ihnen ihre gütigen Gesinnungen für mich reichlich vergelten, ob mir gleich ihre Reden grössere Unruhen verursachet haben, als alle Schrecken meines herannahenden Todes. Hierauf hielt sie eine der beweglichsten Reden an die Zuschauer: Ich bin unter einem Gesetze, (sagte sie,) und nach diesem bin ich, als durch einem niemals fehlenden Richter, verdammt zu sterben. Ich habe die Königin auf keine Art beleidiget, dieserwegen will ich meine Hände in Unschuld waschen, und meinem GOtt eine Seele, die von solcher Missethat rein, und an der Ungerechtigkeit unschuldig ist, übergeben. Ich sterbe, weil ich gezwungen zu einer Handlung meine Einwilligung gegeben, von welcher ich das Gesetz nicht verstanden habe. Nichts destoweniger habe ich den allmächtigen GOtt beleidiget, daß ich den Lüsten meines Fleisches, und dem Vergnügen der Welt mich übergeben habe. Noch weniger habe ich nach der Erkäntniß gelebt, die mir GOtt ertheilet hat. Dieserwegen hat mir GOtt diese Art des Todes wegen meiner Sünden bestimmt. Ich danke ihm aber herzlich, daß er mir

Zeit zur Busse gelassen, meine Sünden zu bereuen, und mich mit meinem Erlöser, den meine Eitelkeiten beleidiget haben, wieder auszusöhnen. Ich bitte euch alle, meine Freunde, daß ihr mit mir und für mich betet, damit GOtt, da ich noch lebe, nach seiner grossen Gnade und Barmherzigkeit mir meine Sünden, wie unzählig und schwer sie auch immer sind, vergeben wolle. Ich ersuche euch alle, daß ihr mir das Zeugniß geben wollet, daß ich hier als eine wahre Christin sterbe, und in meiner Seele überzeuget bin, einzig und allein durch das Blut, Leiden und Verdienst JEsu Christi meines einzigen Heylandes, und durch kein verdienstliches Werk meiner eignen Handlungen selig zu werden, bey welchen ich zittere, wenn ich bedenke, wie sehr sie wider mich zeugen können. Und nun bitte ich euch alle, betet für mich und mit mir. Nach dieser Rede kniete sie mit grossem Muthe nieder, und betete. Sie stund wieder auf, und legte ihre Kleider von sich. Der Nachrichter bat sie kniend um Vergebung, **herzlich gern**, antwortete die Lady, und als sie den Block fühlte, rufte sie aus: **HErr, in deine Hände befehle ich meinen Geist.** In diesem Augenblick wurde ihr Kopf auf einen Streich von ihrem Körper getrennet. — *) Ich habe alle

Tu-

*) Dieses Beyspiel ist entlehnt aus der Sammlung von merkwürdigen Lebensbeschreibungen gröstentheils aus der Brittannischen Biographie übersetzt, unter der Aufsicht des Herrn D. Semlers, sechster Theil, Halle

Tugenden der unglücklichen Lady, gleichsam mit ihren eigenen Worten vorgestellet, und wer sollte wohl von einem so unempfindlichen Herzen seyn, daß ihn dieses Beyspiel nicht zu der tiefsten Traurigkeit, und vielleicht auch einige wenige fühlbare Seelen zu Thränen bewegen könnte! Wir sehen jede Tugend, **Gehorsam**, **Großmuth**, **Standhaftigkeit**, **Sanftmuth**, **Bescheidenheit**, **Liebe**, viel deutlicher, als in allen Systemen der Philosophie, wir nehmen die grossen Gesinnungen an, und fühlen besonders den Werth einer Tugend, die sich auf die Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion gründet, vor derjenigen, die aus den Grundsätzen des menschlichen Witzes entsteht. Wie groß ist der Unterschied zwischen der Standhaftigkeit einer Lady **Grey** bey ihrem Tode, und dem Muth eines **Cato von Utica**. Cato richtet sich mit den Grundsätzen einer Philosophie auf, welche nach dem Stolz der menschlichen Seele entworfen war, und verbannet die Schrecken des Todes aus seiner Brust, indem er an sein unglückliches Vaterland, und an seine lasterhaften Mitbürger zurück denkt. Cato endlich ertheilt dem oft wankendem Geist von neuen Stärke, da er seinen **Selbstmord**, als ein **Verdienst** betrachtet. Lady Grey

Halle 1761, S. 1:76. Man kan auch mit selbigem vergleichen: Leben der Lady Johanne Grey, aus dem Englischen, im Bremischen Magazin, sechster Band, S. 189. Siebenter Band, S. 366.

Grey weiß von keinem eignen Verdienst: bewegt von der Reue über ihre Sünden, überzeugt von der Barmherzigkeit des Erlösers, belebt von dem Gefühl einer ewig dauernden Glückseligkeit, steigt sie freudenvoll auf das Blutgerüste. Wie können diese Tugenden, werden vielleicht einige sagen, besonders diese Standhaftigkeit, auf mein Herz einigen Einfluß haben, sanfte Empfindungen, muthige Entschliessungen, und grosse Wünsche hervorbringen, da sie von tragischen Handlungen begleitet werden. Ich fliehe Beyspiele von dieser Gattung, ich verlange kein Blutgerüste zu sehen. Mein Herz würde von dem Schmerz überwältiget werden, und unter selbigem erliegen müssen. Gut, diese zarte und schwache Seelen führe ich vor das Sterbebette eines verewigten Prinzen **Albrecht Heinrichs** von Braunschweig. — Alle sehen die traurigen Vorboten seines Todes mit Wehmuth und Schrecken. Nur der Prinz, wie ein Felsen mit seinem Haupt über alle Wolken erhaben, er allein blieb in der heitersten Ruhe; er stärkte alle, die um ihn waren, mit seiner freudigen Gelassenheit. Seine Liebe zu GOtt und seinem Erlöser, wurde immer feuriger; seine Freudigkeit immer grösser; und wie sein Glaube schon an dem glücklichen Punkte war, Schauen und Empfindung zu werden, so wurde seine Menschenliebe noch zärtlicher, zum Beweise, daß diese auch in der Ewigkeit nicht aufhöret. Er fragt seinen ersten Wundarzt, den Herrn **Burlron**, wie weit er glaubte, daß sein Ende noch wol entfernt sey,

und wie dieser mit einer wehmüthigen Mine zur Antwort gab: daß seine bevorstehende grosse Veränderung wol nicht weit mehr seyn könne, sprach er darauf mit der heitersten Gelassenheit: **Ich bin mit dem Willen GOttes vollkommen zufrieden, und will meinem Tode geruhig entgegen sehen!** *)

Der Antheil, den der Mensch, wenn das Laster sein Herz noch nicht überwältiget hat, an der Entstehung, an dem Fortgange und an der völligen Ausbreitung der Tugend, nimmt, wird niemals von dem systematischen Unterricht entstehen. Das Interesse bey jeder Handlung, entspringt in stärkerm oder schwächerm Grade, nachdem es unsere Empfindungen rührt, und die Empfindungen werden von unserm Herzen geleitet. Der Philosoph bleibt im Ganzen bey jeder Tugend stehen, aber in wie viele fruchtbare Bäche breitet sich nicht dieselbe aus. Jede Handlung, erfordert nach den verschiedenen Umständen, die sie begleiten, eine eigne Theorie der Tugend. Der eine betritt oft diesen Weg, bey der Ausübung der Tugend, der andere muß sich einen von diesem ganz verschiedenen erwählen. Der eine würde, wenn er nach dieser, oder jener Methode, der Tugend fol-

*) Das Leben des Höchstseligen Durchlauchtigsten Prinzen Albrecht Heinrichs, Prinzen von Braunschweig und Lüneburg, von dem Herrn Abt Jerusalem. (Braunschweig 1762.) S. 60. und 64.

folgen wollte, gerade seine Absicht verliehren, weil sie seinem Genie und Herzen widerspricht, der andere kan nicht glücklicher, als nach selbiger seinen Weg vollenden. Die Geschichte ist das lehrreiche Buch, welches uns nicht allein die Triebfedern überhaupt entdeckt, die den menschlichen Geist zur Tugend bewegen, sondern auch die mannigfaltigen Veränderungen einer jeden Tugend darstellet. Hat uns die Natur ein empfindliches Herz geschenkt, und belebt unsere Einbildungskraft noch das volle Feuer, so werden Beyspiele einen desto tiefern Eindruck, und die Geschichte einen sichtbaren Einfluß auf unsere Empfindungen und Leidenschaften haben. In dieser Betrachtung können Jünglinge nicht glücklicher als durch Beyspiele gebildet werden. Ihr zartes Herz stehet noch jedem Eindruck offen, das lebhafte Feuer ihrer Einbildungskraft stellt sich jede Handlung als gegenwärtig dar, und nach und nach nimmt ihr Geist, die Grundsätze, und die Entschlüssungen des grossen Mannes, und des Freundes der Tugend selbst an. Möchten wir doch endlich einmal ein Handbuch der allgemeinen Welthistorie vor Schulen und Universitäten erhalten, in welchem besonders die Geschichte der Tugenden bey jedem Volk und die liebenswürdigen Handlungen der Menschenfreunde vorgestellet würden. Wie lehrrreich müste dasselbe nicht vor das Herz eines jeden Jünglings seyn, anstatt daß sein Gedächtniß, mit einer Menge von Kleinigkeiten überladen wird, die er in jedem Buche findet, und in einigen Augenblicken wieder vergißt. Wir

würden auf diese Art nicht allein einen Gelehrten bilden, sondern auch einen Verehrer der Religion, einen patriotischen Bürger, und einen Freund der Tugend. Die unaufhörlichen Wiederholungen von Schlachten, und zerstöhrten Städten, ermüden endlich sogar unsere Aufmerksamkeit, weit gefehlt, daß sie uns in Bewegung setzen, oder wol gar Thränen ablocken solten. „Es sind gewöhnli„che Ungewitter, sagt ein neuer Schriftsteller, „welche GOttes strafende Gerechtigkeit verhänget, „oder der Irrthum der Regenten uns zuführet.„ Bey dieser Betrachtung wird sich auch kein Einfluß der Geschichte auf unser Herz äussern. Sollte aber der Jüngling, der mit noch unschuldigem Herzen den Schauplatz betritt, und seiner grossen Bestimmung auf selbigem entgegen geht, durch Beyspiele der Tugend, die ich ihm unter jedem Volke in so mannigfaltiger Gestalt, nach den verschiedenen Zeitpuncten, nach der Verschiedenheit der Personen, der Sitten und Gebräuche zeige, kein Feuer einer edeln Nacheiferung in seiner Brust empfinden? Ich schlage alle Systeme der Philosophie auf, und sammle die Begriffe von der Großmuth. Mein Verstand übersiehet diese Tugend lebhaft, er macht Folgerungen, und zieht aus den gegebenen Begriffen neue Grundsätze; aber mein Herz liegt gleichsam in Schlummer. Ich lese in der Geschichte: **Hadrian sagte seinem Feinde, er hätte es seiner Erhebung zum Kayserthum zu danken, daß er seinem Zorn entgienge,** und schon diese Worte

setzen

setzen mich in das lebhafteste Gefühl, breiten gleichsam die Fruchtbarkeit über die Grundsätze, von welchen sich mein Verstand unterrichtet hat, aus, und mein Geist gewöhnet sich nach und nach an eben so großmüthige Gesinnungen. Allein vergleiche ich diese Worte, mit der großmüthigen Handlung eines Grafens von Essex, so wird mein Herz noch stärker gerührt, und eine Tugend, die sich gleichsam selbst vor andere aufopfert, schimmert freylich in einem prächtigern Glanze, als diejenige, welche nur durch gleichgültiges Wohlthun ihr Ansehn behauptet. **Franz Bacon**, den seine grossen Gaben zu allen Aemtern bestimmten, der aber durch die Verschlagenheit seiner Feinde, anfangs von jedem zurück gewiesen wurde, suchte in dem Jahre 1594. die Stelle eines Anwalds bey der Königin. Er verließ sich besonders auf den Beystand des Grafens von Essex. Dieser forderte auch alle seine Freunde auf, und that alles, um den **Baco** zu beruhigen, und seine Wünsche zu erfüllen. Allein seine Bemühungen waren fruchtlos, und die Königin schlug ihm seine Bitte ab. Der Graf begab sich selbst zu dem **Bacon**, und sagte mit einer großmüthigen Bekümmerniß: Herr **Bacon**, die Königin hat mir die Stelle für euch abgeschlagen, und einen andern ernennt. Ich weiß, daß ihr das wenigste um eurer selbst willen gethan habt, aber ihr hättet mich nicht zu der Mittelsperson wählen sollen. Ich sterbe, (dies waren seine Worte,) wenn ich nicht auf einige Art euer Glück verbessern soll; ihr werdet

euch dahero nicht weigern, ein Stück Land anzunehmen, welches ich euch schenke *). Wie verehrungswürdig wird mir jener gemeiner schwer verwundete Soldat, der noch in denjenigen Augenblicken, da er schon mit dem Tode kämpfen muste, an seinen Feldherrn folgenden Brief abfassete: **Ich grüsse Euch. Sorget für meinen alten Vater, nach zwo Stunden werde ich bey den andern seyn, die heldenmüthig für das Vaterland gestorben sind** **). In welcher reizenden und liebenswürdigen Gestalt erblicke ich nicht bey diesen Worten, die Tugend der Dankbarkeit und des Gehorsams, und mein Geist wird unruhig, mein Herz wird von allen Empfindungen in Bewegung gesetzt, daß ich noch nicht so schön habe handeln können. Ich segne den Namen jenes ehrwürdigen Präsidenten, der seinem König, da er ihn fragte: **Warum verliere ich alle Processe?** die heldenmüthige Antwort gab: **weil Ew. Majestät allezeit Unrecht haben** ***). Wie erhaben ist nicht dieses Beyspiel der Treue und der Redlichkeit, bey welchem der Patriot Thränen vergiesset, daß GOtt nicht jedem Lande solche Diener der Gerechtigkeit schenkt. Aber eben so rührend vor mein Herz ist das

*) Leben Franciscus Bacons in der Brittannischen Biographie, erster Theil, S. 318.

**) Das Bremische Magazin im 2ten Band S. 444.

***) Moser in Reliquien.

das Beyspiel des Regulus, wenn ich ihn unter den grösten Martern sterben sehe, um sein, den Carthaginiensern gegebenes Wort, nicht zu brechen *). Vielleicht dringen Beyspiele einer ausserordentlichen Tugend, und grosse Worte eines männlichen Muths, mitten aus dem Volk herausgezogen, noch stärker auf unser Herz. Sie sind gleich einer fruchtbaren Pflanze in der Wüste, und ihre unerwartete Erscheinung setzt uns in eine desto grössere Verwunderung und Erstaunen. Carln Freyherrn von Dyhern, der sich beynahe bis auf die letzten Augenblicke seines Lebens, (bey seinen schweren Wunden) mit der falschen Hofnung einer Besserung schmeichelte, hinterbrachte sein Cammerdiener, auf Befehl der Aerzte, die Nachricht von seinem bevorstehenden Tode. Er fragte ihn: ob er nicht einen Geistlichen wollte kommen lassen? Der Kranke fuhr ihn an, er solte ihm diese Leute vom Halse lassen, er wüste selbst gar wohl, was er glauben und thun sollte. Der Cammerdiener, der ein beherzter Mann war, ließ sich durch diese harte Antwort nicht abschrecken, sondern fieng an aus einem höhern Tone zu reden. **Herr General**, sprach er, **so lange ich bey ihnen in Diensten stehe, haben sie auch jemals eine Untreue an mir gefunden**? Und als der Kranke mit **Nein** antwortete, so fuhr der Cammerdiener also fort: **Nun so wäre**

*) VALERIVS MAXIMVS L. II. c. IV.

wäre das die erste und abscheulichste Untreue, wenn ich nicht vor ihre Seele sorgte; eine Untreue, die ich weder vor GOtt, noch vor ihnen am jüngsten Gericht, noch vor ihrer Frau Mutter, noch vor dem Richterstuhl meines eigenen Gewissens verantworten könnte. Die Wundärzte, welche Ihnen bisher immer gute Hofnung gemacht, geben Sie verlohren. Jedermann scheuet sich, Ihnen diese betrübte Botschaft zu bringen; daher muß ich es Ihnen sagen. Sie stehen vor den Pforten der Ewigkeit, und haben keine Zeit zu versäumen, darum bitte ich Sie, lassen Sie einen Geistlichen rufen, und sorgen für ihre Seele *). Liebe zum Vaterland, welche edle und grosse Tugend! Eine Tugend, welche alle andere in ihrer völligen Schönheit zeiget, und die uns auch selbst, wenn sie in ungestüme Leidenschaft ausartet, zur Bewunderung dahin reißt. Mit ihr verrichteten Themistocles, Miltiades und Leonidas Wunderwerke; und wie viele Völker in alten und neuen Zeiten, hat sie nicht, gleich einem Schutzengel, vom Untergange befreyet? Beyspiele allein werden einen fruchtbaren Saamen aus-

 streuen,

*) D. J. F. Fresenius merkwürdige Nachricht von der wunderbahren Bekehrung eines grossen Naturalisten an dem Exempel des Herrn Georg Carl Baron von Dybern, 1760.

streuen, der in jedem Lande Früchte hervor bringt. Freylich werden wenige Seelen, wenn sie auch die Töchter des Erichtheus, welche, um nur ihr Vaterland glücklich zu sehen, selbst den Tod ihres Vaters verlangten, mit Bewunderung betrachten *), zu einem ähnlichen Enthusiasmus verleitet werden, oder mit den Corsen für das Wohl des Vaterlandes ihre nächsten Blutsfreunde aufopfern. Aber die Liebe zum Vaterland hat auch ihre Grade. Sie verlangt nicht immer ein unterdrücktes Gefühl der Menschheit, einen ausserordentlichen Muth der Seele, einen prächtigen Schauplatz, oder ein blutiges Schlachtfeld; eine stille Thräne in der Einsamkeit, vor das Wohl unserer Mitbürger, der redliche Eifer, wenn er auch stets in der Finsterniß bleiben, und nie an das Licht hervorgezogen werden sollte, mit dem wir dem ganzen Staate nützlich zu werden suchen; die Aufopferung unserer eignen Ruhe und Zufriedenheit, um sie dem Staate zu erhalten; die Verschwendung unserer Reichthümer, und Schätze, um nur unsere Mitbürger vom Untergang zu erretten; auch diese Handlungen zeigen von einer edlen Liebe zum Vaterland. Sollte das Bildniß jenes rechtschaffenen Mannes, welcher zu der Zeit, da seine übrigen Mitbürger im ruhigsten Schlaf liegen, ohne daß es sein Amt oder Pflicht verlangt, einem erbitterten Feinde entgegen geht, und uner-

müdet

*) CICERO Tusculanarum Quaestionum L. I. C. XLVIII, nach der Londner Ausgabe.

müdet vor ihr Wohl wacht; der seine Widersacher von einem grausamen Schicksal befreyet, um dem ganzen Staate eine Wohlthat erzeigen zu können? dessen Eifer vor das Wohl seiner Mitbürger, selbst den Feind zu einer großmüthigen Handlung und zu dem Geständniß bewegt: ich will es thun, um ihnen zu zeigen, wie sehr mir ihr Eifer, den sie sich vor ihre Mitbürger gegeben, gefällt; solte das Bildniß dieses Patrioten, nicht verdienen, in dem Tempel der Ehre unter die Helden aufgenommen zu werden, die mit ihrem Blut unsere Ruhe und Sicherheit erkauft haben! Könnte wohl das Herz eines Bürgers bey Betrachtung dieser vaterländischen Liebe unbewegt bleiben? „Es müßte in „solchen Staaten seyn, wo keine vaterländische Lie„be möglich ist, in Staaten, wo weder Mäßig„keit, noch Liebe zur Arbeit, noch Ehrbegierde „und Ehrfurcht für GOtt und die Religion ist, „wo der Bürger sich bloß für sich allein beschäfti„get, und sich mitten unter seinen Mitbürgern, „als einen Fremdling betrachtet. Entzündet sie „sich ja von ohngefähr in solchen Bürgern, so „wird das ein bald vorübergehendes Lustfeuer seyn. „Diese Pflanze, muß in einem Erdreich bald „verderben, welches man nicht vorbereitet hat sie „zu empfangen, und zu ernähren. Man kann „die Liebe nicht gebieten, soll der Bürger sein Va„terland lieben, so muß man seine Seele der „Ehrfurcht gegen die Religion, und die übrigen „Tugenden zuerst aufschlüssen.„ Diese Liebe zum Vaterland, hat eine andere eben so vortrefliche

Tugend, zu ihrer beständigen Gefährtin, die Treue und Liebe gegen den Fürsten, dessen nie ermüdende Wachsamkeit, mit wohlthätiger Hand Segen und Glück über uns verbreitet, gegen den Vater des Vaterlandes. Wie könte man sein Vaterland lieben, und eine geschäftige Bereitwilligkeit bey dem Glück unserer einzeln Mitbürger zeigen, wenn man den hassen wolte, welcher gleichsam der Schöpfer und der Erhalter der allgemeinen Wohlfahrt ist? Ihn alsdenn noch lieben, wenn uns seine Wohlthaten zweydeutig, seine Sorgen gefährlich, und seine Befehle fürchterlich scheinen; ihm noch immer getreu bleiben, wenn ihn alle Bundsgenossen verlassen, die Feinde und die Gefahr sich vergrössern, wenn der Staat schon unter ihm sinken will: dieses ist das Bild eines getreuen Unterthans, der in jedem Lande gleich einem Heiligen verehret werden solte. Welches rührendes Gemählde ist nicht die Treue des **Lucas Cranach**, dieses standhaften Unterthans für seine Nachkommen? Dieser Mahler wird in das Lager zu Carl dem 5ten gerufen. Der Kaiser erzeigte seiner Kunst alle Hochachtung, und verlangte, daß er sich von ihm eine Gnade ausbitten sollte. Kaum hat Carl diese Worte gesagt, so sinket der Künstler nieder, bittet fußfällig um das Leben seines Fürsten, Johann Friedrichs, und die Thränen fliessen von seinen Wangen herab. Wenn ich einen **Phocion** *) selbst gegen seinen Sclaven Pflichten

*) Gespräche des **Phocion** über die Beziehung der Moral

Pflichten der Freundschaft erfüllen sehe; einen Titus klagen höre, daß ihm der Tag verlohren sey, an welchem er keine Wohlthat erzeigen könne, so werde ich beunruhiget und bekümmert, daß nicht alle Menschen von einer so edlen Menschenliebe geleitet werden. Aber eben so stark rührt mich die großmüthige Handlung jenes rechtschaffenen Corsischen Bauers, der dem Paoli meldete, daß in seinem Dorfe ein unglücklicher Aufruhr entstanden wäre, in welchem seine zwey Söhne ihr Leben verlohren hätten. Dieses ist zwar, sagte der ehrwürdige Greiß, mit thränenden Augen, ein grosses Unglück für mich, weil aber diejenigen, welche mich meiner Söhne beraubet, solches ohne bösen Vorsatz gethan, so hätte ich gerne gesehen, daß keine Untersuchung angestellet würde. Meine Frau aber, hat, um sich zu rächen, Ansuchung gethan, daß die Thäter möchten eingezogen und bestrafet werden. Ich nehme mir dahero die Freyheit, Sie inständigst zu bitten, die äusserste Sorge zu tragen, daß in der Hitze, womit die Leute des Dorfes gegen einander aufgebracht sind, keiner, der an dem Blute meiner Söhne unschuldig ist, gestrafet werde *). Nach diesen vortreflichen Gesinnungen der Menschenliebe handelte ein Bauer,

Moral mit der Politik. Aus dem Griechischen des Nicocles, Zürch 1764. S. 143.

*) Bremisches Magazin, zweyter Band drittes Stück S. 446 u. f.

der vor dem Tode eines einzigen Menschen zitterte, und um die Grösse seiner Tugend noch lebhafter zu empfinden, so vergleiche man diese edle That, mit dem verabscheuungswürdigen Befehl jenes **Päbstlichen Legaten.** In dem Kriege mit den Albigensern, belagerte die katholische Armee Beziers, worinne viele Ketzer, aber noch mehr Katholiken waren. Wie die Sturmleitern sollten angesetzt werden, fragten die Officiere den Päbstlichen Legaten, wie sie es machen sollten, wenn man die Katholischen unmöglich von den Ketzern unterscheiden könnte. **Tödtet sie mit einander,** gab er zur Antwort, **GOtt wird die Seinigen schon erkennen.** Nach diesem grausamen Befehl wurden beynahe alle Einwohner der unglücklichen Stadt, ohne Unterschied des Alters oder des Geschlechts, umgebracht. Unser Gefühl von Religion, und unsere Ehrfurcht vor die Tugend, kan nicht stärker, als durch Beyspiele erhöhet werden. Welche grosse Schule des Unterrichts ist das Sterbebette eines **Johann Locks,** und Lord **Bolingbrocks,** vor mein Herz! König **Wilhelm** III. suchte aus grosser Hochachtung, dem Johann Lock zu überreden, bey seinem sehr einträglichem Amte zu bleiben, obgleich seine schwache Gesundheit ihm gar nicht erlaubte, demselben vorzustehen. Aber Lock sagte ihm: ich würde mir ein Gewissen daraus machen, eine Bedienung, womit eine so grosse Besoldung verknüpft ist, zu behalten, ohne die Arbeit derselben

zu verrichten. Bolingbrock hieng sich an eine Parthey, die er selbst verdammte, und welche sich nicht, ohne das Vaterland mit Blut zu überschwemmen, behaupten konnte, bloß, damit er das Vergnügen haben möchte, seinen Neigungen und den menschlichen Lüsten nachzuhängen. Lock, indem er in seinen Schriften bewieß, daß die Lehren der heiligen Schrift sich auf die Regeln der Vernunft gründeten, zerstöhrte die Grundfeste der Deisterey, und da er von jener zeigte, daß sie der Vernunft gemäß, bewieß er zugleich, daß sie desjenigen, der die Quelle aller vernünftigen Kenntniß ist, vollkommen würdig sey. Bolingbrock, da er behauptete, daß GOtt kein Gegenstand unserer Nachahmung genennet werden solle, daß Güte, Gerechtigkeit und Wahrheit in dem Allmächtigen nicht dasselbe wären, was wir uns unter diesen Begriffen vorstellten, und daß der Mensch aus Materie bestehe, entriß uns Vernunft und Gewissen zugleich, und zerstöhrte die einzige Hofnung, die uns aufrichten kan, die Hofnung, einer ewig dauernden Glückseligkeit. Lock redete oft von seinem Tode mit einem sehr gesetzten Gemüthe. Er ermahnte seine Freundin, die Lady Masham, diese Welt nur als einen Stand der Prüfung anzusehen. Ich habe lange genung gelebt, sagt dieser fromme Greiß, und danke GOtt, daß ich mein Leben so glücklich zugebracht habe, ob es gleich lauter Eitelkeit war. Nicht lange vor seinem Tode, prieß Lock das Lesen der

heiligen Schrift an, und ermahnte alle die gegenwärtig waren, ihr Leben nach diesen heiligen Lehren einzurichten, als ein Mittel, um sich glücklich in dieser Welt zu machen, und sich des Genusses einer ewigen Seligkeit, in der zukünftigen, zu versichern. An dem Morgen seines letzten Tages bat **Lock** die Lady **Masham** die Psalmen laut zu lesen. Er hörte mit grosser Aufmerksamkeit zu, bis er bey Empfindung des Todeskampfes, bat: sie möchte nun aufhören, und in diesem Augenblick gab er seinen Geist auf. **Bolingbrock**, nachdem er sich noch in einen Entwurf eingelassen, welcher das Pabstthum mit Feuer und Schwerdt in England einführen sollte, und ein Buch zur Verachtung der christlichen Religion geschrieben hatte, starb mit Fluchen auf seine Bedienten, und Lästerungen gegen GOtt, unter den Händen eines Marktschreyers *)!

Bey keiner Tugend nähert sich unser Geist stärker seiner Vollkommenheit, als bey der Ausübung der Gerechtigkeit. Wir treten an die Stelle desjenigen, der nach dem genauesten Maasstabe, Strafe und Belohnung auszutheilen weiß. Wenn wir das Laster vertilgen, und die beleidigte Tugend in Sicherheit stellen, so halten wir selbst das Ungewitter auf, welches hereinbrechen will, um

*) Diese zwey Beyspiele sind entlehnt aus dem Bremischen Magazin, zwoyter Band, S. 676. erster Band S. 124.

um ein gottloses Volk zu züchtigen. Die Götter, sagt Herr Addison in dem Cato, sehen die Strafen gottloser Sterblichen mit Vergnügen an, und legen den aufgehobenen Donner bey Seite. Man kan aus der Geschichte der Nationen, die sichere Folgerung ziehen, daß ein Volk, alsdenn nicht weit mehr von seinem Untergange ist entfernet gewesen, wenn diese Tugend öffentlich verspottet und verachtet wurde. Selbst die Geschichte dererjenigen Völker, welche die christliche Religion nicht kannten, und ein sehr irriges System von Meynungen beobachteten, zeigt uns oft Beyspiele von einer so ausserordentlichen Liebe zur Gerechtigkeit, über welche einige christliche Regenten und Richter erröthen könnten! Als einer der Sultanen auf der Ebene von Avola sich gelagert hatte, drang ein Befehlshaber von seinem Heere mit Gewalt in eines Bauern Haus, warf den ehrlichen Mann aus seinem Hause, und schlief bey dessen schönen Weibe. Gleich am folgenden Morgen beklagte sich der Bauer bey dem Sultan, verlangte Genugthuung, konnte aber den Lasterhaften nicht angeben. Der Sultan wurde über diese Beleidigung, die dem armen Mann begegnet war, ungemein erbittert, und befahl, daß er ihn, wenn er wieder kommen würde, alsbald rufen solle. Nach einigen Tagen erfolgte auch ein neuer Besuch, und der Bauer wurde, wie das erstemal, aus seinem Hause vertrieben. Alsbald eilte er zu dem Sultan, und dieser begab sich mit einigen Bedienten, um Mitternacht, in

das Haus des armen Mannes. Er ließ seinen Bedienten die Fackeln auslöschen, und sie musten alsdenn in das Haus gehen, den Lasterhaften ergreifen und tödten. Sie vollzogen den Befehl des Kaysers, und brachten den todten Leichnam heraus. Die Fackeln wurden wieder angezündet; der Sultan näherte sich dem entseelten Leichnam, betrachtete das Gesicht, fiel auf seine Knie und betete. Wie er wieder aufstund, befahl er dem Bauer, einige Speise ihm vorzusetzen. Der Bauer brachte einen guten Vorrath grober Kost hervor, wovon der Kayser herzlich aß. Als der Bauer ihn bey so guter Laune sahe, erkühnte er sich zu fragen, warum er befohlen die Fackeln auszulöschen, ehe der Ehebrecher sey erschlagen worden? warum er bey Betrachtung des todten Leichnams gebetet, und sich habe Speise vorsetzen lassen? Der Sultan antwortete: Als ich die Grösse der Beleidigung vernahm, welche von einem meiner Soldaten war begangen worden, hatte ich Ursache zu glauben, es möchte selbst einer von meinen eignen Söhnen gewesen seyn. Denn wer wolte sonst die Verwegenheit haben? Ich gab also Befehl, die Lichter auszulöschen, damit ich nicht durch Partheylichkeit, oder Mitleiden, an einem Lasterhaften Gerechtigkeit auszuüben, verhindert würde. Als ich zum zweytenmal die Fackeln wieder anzünden ließ, beschaute ich das Gesicht des Todten, und fand zu meinem unaussprechlichen Vergnügen, daß es mein Sohn nicht wäre. Dieses ist die Ursache, daß ich augenblicklich auf meine

Knie

Knie niederfiel, und GOtt dankte. Daß mir das Essen, was ihr mir habt vorgesetzt, so wohl geschmecket, wird euch nicht wundern, wenn ich euch sage, daß die grosse Angst, seit der ersten Klage, die ihr bey mir anbrachtet, mich gehindert, daß ich von der Zeit an, bis jetzt sehr wenig gegessen habe *). Bey diesem Beyspiel möchte man wol ausrufen: **Gerechter Sultan**, bete vor alle Richter! — Beyspiele vermindern sogar diejenigen Schwierigkeiten und Hindernisse, die uns bisweilen von einer ausserordentlichen Tugend zurücke halten können. Sie ertheilen unseren Entschlüssungen das Feuer, schwächen alle Zweifel, und wenn einmal der grosse Mann, gleichsam vorausgegangen ist, so folgen wir ihm getrost, und mit Muthe nach. Es giebt auch einige Tugenden, welche der Philosoph kaum in einem hellen Lichte wird zeigen, ihre wahre Natur, von einer betrügerischen **Scheintugend** unterscheiden, und nach allen glücklichen Folgen beschreiben können. Wenn nun aber auch der Gelehrte seinen Unterricht fasset, und selbst bey den Handlungen, die er unternimmt, seiner Philosophie getreu bleibt; ist wol der Bürger eines Staats fähig, seine Begriffe zu beurtheilen, und noch mehr, zu seiner eigenen Glückseligkeit anzuwenden. Ich will ihm, dem Bürger, sagen: daß nichts heiliger sey, als das Band einer ehelichen Liebe, welches Zuneigung,

*) Dieses Beyspiel ist entlehnt aus dem Bremischen Magazin, zweyter Band, S. 131.

gung, Aehnlichkeit der Charactere, und ungeheuchelte Güte des Herzens verknüpft, und das in Gegenwart so vieler Zuschauer, die gleichsam die Bürgschaft vor unsere Versprechungen über sich nehmen, und unter deren besondern Schutze unsere sittlichen Tugenden stehen, geschlossen wird. Keine Freundschaft wird jemals diese Flammen erreichen, niemals in einem so starken Grade fremde Gefahren wie ihre eigene betrachten, und mit dem bereitwilligsten Herzen Glück oder Unglück eines andern theilen, als diese edle Vereinigung zweyer Seelen? Werden nicht diese Grundsätze vor einem Bürger eben so lehrreich seyn, als jene vortrefliche Denksprüche, die er in seinen jüngern Jahren mit dem Gedächtniß fassete, um sie in reifern Alter nicht zu befolgen; allein ein einziges Beyspiel, dies wird sich in seiner ganzen Seele verbreiten.

Der Hauptmann C** hatte kurz vorhero, ehe er nach den Niederlanden zu der Armee reisete *), sich mit einem Frauenzimmer, welches er schon lange vorhero zärtlich geliebet hatte, vermählet. Diese drang wider den Rath ihrer Freunde, wider die Bitten, Ueberredungen und Drohungen ihres Gattens, darauf, daß sie mit ihm gehen, und alle seine Schicksale mit ihm theilen wolle. Denn, sprach sie, wenn dich die Feinde verwunden, so werde ich deine Genesung beschleunigen kön-

*) In dem Kriege nach dem Absterben Kayser Carl VI.

können, und durch solche Wartungen, wozu Fremde durch kein Geld können erkaufet werden, deine Schmerzen stillen. Soltest du gefangen werden, so wird es mir vielleicht erlaubt seyn, die verdrüßlichen Stunden der Gefangenschaft, welche die Einsamkeit verlängert, durch meine Gesellschaft zu verkürzen. Soltest du endlich gar umkommen, so wird es besser für mich seyn, wenn ich solches bald und mit Gewißheit erfahre, als wenn ich von dir entfernet, zwischen Angst und Erwartung durch zweifelhafte und widersprechende Nachrichten gepeiniget werde, und wenn ich es endlich erfahre, mir Vorwürfe mache, daß meine Vorsorge und Zärtlichkeit dein Leben hätte verlängern können. Der Hauptmann wurde endlich durch die heftige Beredsamkeit ihrer Liebe überwunden, und willigte in ihr Begehren, so daß sie beyde abreiseten. Das Hauptquartier des Herzogs von Cumberland war zu **Bruffoel**, von da sie sich des Abends vor der Schlacht nach **Monbray** begab, einem Dorfe, ohngefähr eines Büchsenschusses von den feindlichen Linien entlegen, wo der Hauptmann, welcher auf dem linken Flügel stund, sein Lager hatte. Ihr Abschied von einander am folgenden Morgen war kurz. Sie sahe ihm so lange nach, bis sie ihn nicht mehr von den andern unterscheiden konnte. So bald als das Feuer anfieng, kehrte sie zitternd und blaß zurück, setzte sich nieder, und erwartete in einem Kampfe von Unruhe Angst und Schrecken, den Ausgang der Schlacht. Sie erfuhr bald von den Flüchtlingen, daß das Metzeln

erschrecklich sey, und man keine Hofnung zum Siege hätte. Sie verzweifelte demohnerachtet noch nicht, sondern hofte, daß der Hauptmann einer von den wenigen seyn könnte, die glücklich zurück kämen. Aber gleich nach der Niederlage wurde ihre Hofnung zernichtet, da sie erfuhr, daß er in dem ersten Feuer gefallen, und unter den Todten zurück gelassen wäre. Ihre Gefährten hielten sie zurück, daß sie nicht in der Wuth ihrer Verzweifelung zum Schlachtfelde lief, worauf der Feind noch stand. Wie sich aber der Aufruhr in ihrem Gemüthe gelegt hatte, und ihr Schmerz wenigstens auf einige Zeit war besänftiget worden, so befahl sie ihrem Diener, sie beym Anbruche des Tages zu begleiten. Nachdem man die Erlaubniß erhalten hatte, die Todten zu begraben, gieng sie hin, den Ueberrest ihres Ehegattens aufzusuchen, damit sie ihm die letzte Ehre erzeigen, und die Thränen ehelicher Zärtlichkeit bey seinem Grabe vergiessen möchte. Sie wandelte zwischen den Todten und Sterbenden herum, sahe jedes verzogenes Gesicht an, und schauete auf dieser blutigen Schaubühne, welche die Plünderung zehnmal fürchterlicher, als die Schlacht selbst gemacht hatte, voller Unentschlossenheit und Erstaunen herum. Sie kehrte zuletzt mit Verwirrung und Verzweiflung von diesem Schauplatz zurück, wurde aber durch das Bellen eines spanischen Hundes, welcher ihr unbemerkt gefolget war, aufgehalten. Er stund in einiger Entfernung von ihr auf dem Schlachtfelde, und so bald sie ihn erblickte, so

glaubte

glaubte sie gewiß, daß er ihn gefunden habe. Sie flohe augenblicklich an den Ort, ohne daß sie sich an andere Gegenstände kehrte, sie kletterte über die Leichname, wobey er stund, und fand den gesuchten Körper mit Wunden so verunstaltet, und mit Blute befleckt, daß seine Gesichtszüge ganz unerkenntlich waren. Als sie aber voll zweifelhafter Beängstigung weinete, entdeckte sie an seiner Hand, den Ueberrest einer Manschette, welche sie mit eigenen Händen gesticket hatte. Da sie diese so plötzlich sahe, und zugleich den, welchen sie so ängstlich gesucht, dadurch entdeckte, so überwältigte dieses ihren Geist dergestalt, daß sie ohnmächtig auf den Leichnam niederfiel. Durch die Beyhülfe ihres Bedienten bekam sie zwar ihre Empfindung, aber nicht den Verstand wieder. Zuckungen und Wahnwitz überfielen sie in dem Augenblick, und wenige Stunden nachher, nachdem man sie in das Dorf gebracht hatte, verschied sie. *) — Einige Handlungen verlangen nothwendig einen gewissen Enthusiasmus, und kan wol dieser auf eine andere Art als durch Beyspiele in unserer Seele erreget werden. Man zeige mir den Werth einer aufrichtigen Freundschaft mit aller Beredsamkeit; diejenige Begeisterung, wird sich niemals meiner Seele bemächtigen, unter welcher ich beynahe erliegen möchte, wenn ich folgendes Beyspiel in der Geschichte lese.

Da

*) Vniuerſ. Mag. 1756. April p. 69.

Da Georg Villiers, Herzog von Buckingham, nach Plymuth wieder zurückgekommen war, und das Volk die Niederlage der Truppen erfuhr, wurde dasselbe ungemein erbittert. Eben da er sich von Plymuth aus zu Pferde setzte, empfieng er einen Boten, den der Lord Gory mit einem Schreiben an ihn abgesendet hatte, in welchem er meldete, daß man auf dem ordentlichen Weg nach London eine Zusammenverschwörung gemacht habe, um ihn zu ermorden. Der Herzog las den Brief, ohne die geringste äusserliche Unruhe zu zeigen, und ritte mit seiner Gesellschaft, die aus 8 Personen bestund, fort, und die zu ihrer Vertheidigung nichts anders, als ihre gewöhnlichen Degen bey sich hatten. Da sie ohngefähr 3 Meilen geritten, und noch beständig auf dieser Strasse geblieben, kam ein altes Weib ihm zur Seite an das Pferd, die sorgfältig frug, ob der Herzog in dieser Gesellschaft sey, und da ihr dieses versichert wurde, suchte sie mit Ungestüm vor ihm zu kommen, indem sie, wie sie vorgab, Sachen von grosser Wichtigkeit ihm zu sagen hätte. Der Herzog sprach mit ihr ganz allein, und sie hinterbrachte ihm, wie in der nächsten Stadt, die sie schon im Gesichte hätten, eine Bande verwegener Leute wäre, die sich feyerlich, ihn umzubringen, verschworen hätten. Diese zufällige Nachricht, welche so geschwind, auf des Lords Brief folgte, trieb den Herzog an, beydes, sowol den Brief, als die Nachricht von dem alten Weibe, seiner Gesellschaft zu sagen. Diese war völlig

völlig der Meynung, daß er dem gegebenen Rathe folgen, und die Heerstrasse verlassen sollte. Der Herzog aber beschloß, ohne seinen Weg zu verändern, weiter zu reiten. Hierauf bat ihn der junge Lord **Fielding**, sein Vetter, der zu der kleinen Gesellschaft, die bey ihm war, gehörte, ernstlich, daß er ihm erlauben möchte, den noch übrigen Weg, sein Kleid und blaues Band zu tragen, unter der Versicherung, daß er das Leben seines Oheims, worauf die Hofnung seiner ganzen Familie sich gründete, über alles auf Erden schätzte; er setzte hinzu, er wollte seinen Mantel und Kappuse um sich schlagen, wie des Herzogs Gewohnheit wäre, wenn er in kalten Wetter ritte, damit keiner im Stande wäre, den Betrug zu entdecken. Der Herzog, der bey allen seinen Fehlern eine starke Empfindung eines edlen Geistes, und, wie ein Soldat, hohe Begriffe von Großmuth und Ehre hatte, umarmete den jungen Herrn mit entzückender Zärtlichkeit und Bewunderung, und küssete ihn mit Thränen voller Dankbarkeit und Freude. Nein, sagte er, ich will lieber sterben, als ein so kostbares Leben, welches sich zu meiner Vertheidigung darbietet, in Gefahr setzen *).

Ich zittere, wenn ich bey diesem ausserordentlichen Beyspiel einer so erhabenen Freundschaft an jene erschreckliche That des **Brutus** und anderer

*) Leben **Georg Villiers**, ersten Herzogs von **Buckingham**.

Freunde des Cäsars zurück denke. Cäsar verachtet den Rath dererjenigen, die ihm vorstellen, wie unbedachtsam er handelte, daß er nicht besser vor sein Leben besorgt wäre, da man doch alles zu befürchten habe. Er antwortete: **Es ist besser einmal zu sterben, als beständig für sein Leben in Furcht zu stehen.** In der That wuste auch Cäsar keinen in der Republik, der fähig gewesen wäre, ihn zu ermorden. Pompejus war todt; seine Söhne zerstreuet; Crassus war schon längst in einem Zuge gegen die Parther geblieben; Cato hatte sich selbst umgebracht; Antonius und Lepidus waren seine aufrichtigen Freunde, und Gefärthen seines Glücks; und er konnte unmöglich glauben, daß **Brutus**, dem er so viele Wohlthaten erzeiget, und den er vielleicht als seinen Sohn betrachtete, Anschläge gegen sein Leben machen würde. Gleichwol erfolgte sein Tod. Die Verschwörung war vollkommen wohl angelegt; alle Verschworne waren Glieder des Raths, und die meisten, Freunde des Cäsars. **Brutus** war der vornehmste unter ihnen, und Caßius unterstützte ihn mit aller Hitze, die eine rächerische Wuth nur immer erregen konnte. Cäsar erschrack nicht wenig, da er sich plötzlich allenthalben umringet sahe, und verschiedene Wunden im Rücken bekam; gleichwol suchte er sich zu vertheidigen. Kaum aber sahe er, daß auch **Brutus** seinen Degen auf ihn zog, als er mit diesen rührenden Worten: Et tu Brute! zu Boden fiel *).

Das

*) Royal Magaz. 1760. March. p. 143.

Das Mitleiden besteht in der Theilnehmung an fremdem Unglück, und entspringt aus der Natur des Menschen, der zur Geselligkeit geboren ist. Diese Eigenschaft ist einer fruchtbaren Quelle gleich, aus welcher alle audere gesellige Tugenden herfliessen. Was ist Gnade und Leutseligkeit, sagt Herr **Rousseau** sehr schön, anders, als das Mitleiden gegen Schwache, Strafbare, oder überhaupt gegen das ganze menschliche Geschlecht? Selbst auch die Freundschaft und Wohlgewogenheit kan man nach einem gewissen Verhältnisse, nicht anders als Früchte eines beständigen, und auf einen besondern Gegenstand gerichteten Mitleidens betrachten! Obgleich alle diese Begriffe richtig sind, so wird jedoch der Bürger bey selbigen vielleicht weder viel denken noch auch empfinden; aber ich will ihm ein Beyspiel vorstellen, und er soll mit mir Thränen vergiessen!

Johann Bradford, einer der redlichsten Männer seiner Zeit, und ein grosser Zeuge von der Wahrheit der evangelischen Religion, wurde unter **Heinrich** dem VIII. König von England, geboren. Die vortreflichsten Gaben der Natur, welche eine sehr sorgfältige Erziehung glücklich ausbildete, machten seinem Vaterlande eine ausserordentliche Hofnung, die er nicht erfüllet, sondern übertroffen hat. Seine Geschicklichkeit machte ihn allgemein beliebt, und der Ritter **Johann Harrington**, den **Heinrich** der VIII. und sein Nachfolger **Eduard** der VI. eines besondern Ver-

trauens würdigten, übergab ihm, unter seiner Aufsicht, das Amt eines Schatzmeisters bey dem englischen Heere. Er verwaltete dieses Amt mit aller Treue und Redlichkeit, aber die Geschwindigkeit seiner Feder verursachte Unordnung in den Rechnungen, so daß der König einigen Verlust erlitte. **Bradford** entdeckte ihn zuerst, und da er in London eine Predigt des **Latimer**, von der **Wiedererstattung ungerechter Staatsbeamten**, anhörete, so gerieth er in die äusserste Unruhe. In dieser begab er sich zu dem Herrn **Latimer. Latimer** gab ihm den freundschaftlichen Rath, an den Ritter zu schreiben, daß binnen vierzehn Tagen die Wiedererstattung des Geldes erfolgen müsse. **Bradford** befolgte ihn alsbald, aber sein Geist ward noch immer beunruhiget. Dieses Leben ist ungewiß, schrieb er damals an einen seiner redlichsten Freunde, und da es noch Zeit ist, darf es nicht verschoben werden. Was würde es mir helfen, wenn ich die ganze Welt gewönne, und litte Schaden an meiner Seele? wenn ich auch, wie ich ihn mit Recht verdienet habe, den Tod erdulten soll, so mag GOttes Wille geschehen. Wenigstens wird üble Nachrede, Schimpf, Schmach, Verlust meiner Freunde, Verlust des Unterhalts darauf erfolgen. Was ist es mehr? HErr dein Wille geschehe, dein bin ich, kömmt der Tod, so sey er willkommen; erdulte ich Schande, so wie du wilst, HErr, so geschehe dein Wille. Nach vielen Bemühungen wurden seine Wünsche erfüllet, und die Wiedererstattung

er-

erfolgte. Diese Begebenheit bewog ihn, sein Amt nicht allein zu verlassen, sondern auch den ganzen Plan seines Lebens zu verändern. Er begab sich nach **Cambridge**, erlernte die Gottesgelahrheit, und seine ausserordentlichen Gaben des Geistes, sein unermüdeter Fleiß, erlangten den Beyfall der Gelehrten, und die Zufriedenheit der Grossen des Königreichs. Er erhielt auch bald ansehnliche geistliche Aemter, und im Jahre 1552. ernennte ihn **Eduard** zu seinem Hofprediger. Nach dessen Tode, und nach dem tragischen Auftritt der unglücklichen Lady **Gray**, wurde unter der Prinzeßin **Maria** das Pabstthum (wie bekannt ist) wieder in England eingeführet. Unter den angesehensten Geistlichen waren viele kleine Seelen, welche sich weigerten, ihre Schätze und Ehre der Wahrheit aufzuopfern; aber **Bradford** blieb standhaft bey denenjenigen Grundsätzen, von denen sich sein Verstand überzeuget, und die sein Herz gebilliget hatte. Man erlaubte damals verschiedene unedle Künste, um die Wahrheit der evangelischen Religion verächtlich zu machen, und die catholischen Geistlichen waren ganz unermüdet beschäftiget, mit Schmähungen und Lästerungen die Wahrheit öffentlich zu entheiligen. **Gilbert Bourne**, Prediger an der Paulskirche, prieß das Pabstthum in einer Predigt an, und erniedrigte, in Gegenwart einer zahlreichen Menge Volks, den Nahmen eines **Eduards**, dieses von den Engländern so geliebten Königs. Allein seine Rede forderte auch die Rache aller Zuschauer

auf. Selbst die Heiligkeit des Orts konnte ihn nicht mehr schützen. Man lief von allen Seiten herbey, und drohte ihm schon mit dem Degen, als er noch in dieser Gefahr den **Bradford**, gleichsam wie einen Schutzengel, erblickte. Er bat ihn, die Rache des aufgebrachten Volks zu besänftigen, und dieser hatte kaum seine Stelle eingenommen, so rief das Volk mit einer freudigen Stimme, und voller Vertrauen aus: **Bradford! GOtt erhalte dein Leben Bradford!** Er predigte von **Christlichen Gehorsam**, das Volk hörte ihn mit grosser Aufmerksamkeit an, und begab sich gröstentheils ruhig in seine Wohnungen. Ein gewisser Herr aber hatte sich an die Canzeltreppe gestellt, und verlangte den **Bourne** zu sprechen. **Bradford** widersetzte sich ihm, bis er dem **Bourne** gewarnet hatte, zu entfliehen, welcher durch diesen freundschaftlichen Rath noch einmal von der Gefahr des Todes befreyet wurde. Noch war er vor der Wuth und Rache eines erbitterten Volks nicht sicher. Als er in die **Paulsschule** gehen wollte, drängte sich das Volk herbey, **Bradford** kam dazwischen, und bedeckte ihn großmüthig, als ein seltner Menschenfreund, mit seinem Rocke. Selbst einer aus dem niedrigsten Volk muste beym Anblick dieser Handlung ausrufen: **Ach Bradford, Bradford, rettest du sein Leben, wer wolte nicht des deinigen verschonen? Gehe, ich schenke dir sein Leben; aber geschähe es nicht um deinetwillen, so würde ich ihn**

mit

mit meinem Schwerdt durchbohren. So handelte **Bradford**, aber drey Tage hernach wurde er wegen dieser edlen Gesinnungen, welche selbst die **Tugend**, wenn sie in menschlicher Gestalt herumwandelte, nicht großmüthiger bezeigen konnte, angeklaget und gefangen gesetzt. Man hielt ihn in dem **Tower** anderthalb Jahre gefangen, und schmeichelte sich bis auf die letzten Augenblicke seines Lebens mit der falschen Hofnung, daß er vielleicht die Grundsätze der evangelischen Religion verlassen, und dem Beyspiel so vieler andern, welche die catholische Religion wieder angenommen hatten, folgen würde. Im Jahr 1554. wurde er allererst verhöret. Der Canzler sagte ihm mit vielem Stolz: ihr habt lange Zeit mit Recht wegen der Aufführung in der **Pauls**kirche gefangen gesessen; aber jetzo ist die Gnadenzeit gekommen. Wenn ihr thun wollet, was wir gethan haben, so werdet ihr finden, was wir gefunden haben. **Bradford** antwortete mit grosser Bescheidenheit und Mäßigung: Ich weiß, daß ich lange Zeit habe gefangen gesessen, aber mit Unrecht. Denn ich habe nur den Frieden wie ein getreuer und gehorsamer Unterthan gesuchet, sowol da ich den Prediger **Bourne** vom Tode zu erretten suchte, als da ich das Volk in Predigten zur Ruhe und Gehorsam ermahnte. Der Canzler ließ ihn nicht weiter reden und sagte: **Ihr lüget, die That war aufrührisch.** Mein Lord, so gut ich vor Euch stehe, antwortete **Bradford**, stehe ich auch vor GOtt, so wie wir dereinst alle mit-

einander vor ihm stehen werden; alsdenn wird Wahrheit Wahrheit seyn, ob ihr sie gleich jetzo dafür nicht erkennen wollet. Der Prediger Bourne wird mir selbst das Zeugniß geben, daß ich ihn unter der Furcht, mein eignes Leben zu verlieren, beschützet habe. Gut, war die Antwort des Canzlers, wir wollen diese Begebenheit mit Stillschweigen übergehen; wollet ihr aber umkehren? die evangelische Religion verlassen? unserm Beyspiel folgen, und euch der Gnade der Königin würdig machen? Mein Lord, (sagte Bradford,) ich verlange Gnade, die mit GOttes Gnade bestehen kann; allein Gnade mit GOttes Zorn, dafür behüte mich GOtt! Ich werde mich freuen, wenn ich mit einem ruhigen Gewissen unter der Königin leben kann. Kann dieses aber nicht seyn, so ist die Gnade des HErrn mir besser als das Leben. Ich weiß, wem ich mein Leben anvertrauet habe, der wird es auch bewahren, so daß es mir niemand soll nehmen können, ehe es ihm gefällt. Dahero geschehe sein Wille; mit seiner Ungnade zu leben ist schrecklicher als der Tod; und der Tod mit seiner Gnade ist ein wahres Leben. — Das Verhör dauerte noch lange Zeit, man bemühete sich mit Beredsamkeit und mit Drohungen, ihn von den Grundsätzen der Tugend und der Standhaftigkeit zu entfernen; aber er behielt immer einen männlichen Muth, und eine Heiterkeit der Seele, die uns allein die wahre Philosophie, die Philosophie des Christenthums ertheilen kann. Er wurde noch einigemal vor seine grausame und ungerech-

gerechte Richter gefordert; sein Geist blieb jedoch unbeweglich, gleich einem Felsen, der die stürmenden Wellen in Schaum verwandelt. Man brachte ihn nachmals in das Poultry-Gefängniß, und in diesem nahm er die Woche vor seinem grausamen Tode, noch mit einigen Zeilen von seiner Mutter Abschied. Ich bitte euch, meine liebste Mutter, (sagte er in diesen,) für mich gegen GOtt, der meine traurige Schicksale auf einmal endiget, dankbar zu seyn. Ich sterbe nicht als ein Verbrecher, sondern ich sterbe als ein Zeuge der Wahrheit, die ich bishero, GOtt sey Dank! sowol durch Predigten, als durch meine Leiden bekannt habe; und in wenigen Augenblicken werde ich eben diese Wahrheit freywillig im Feuer bestätigen. Ich erkenne, daß GOtt mich um meiner Sünden willen hätte wegnehmen können; aber jetzo nimmt er mich durch diesen Tod hinweg, als einen Zeugen, daß die Religion, welche von Christo JEsu, den Propheten und Aposteln gelehret worden, GOttes Wahrheit sey. Daher, meine liebste Mutter, danket GOtt, der die Frucht eures Leibes zum Zeugen seiner Ehre macht. Dienet ihm nach seinem Wort, und nicht nach Gewohnheit, vergebet denen, die mich tödten, und betet für sie; denn sie wissen nicht was sie thun. Da des Kerkermeisters Frau ihm die Nachricht brachte, daß man die Kette bereits gekaufet habe, und daß er nunmehro bald sterben müsse, nahm er seine Mütze ab, richtete seine Augen gen Himmel, und sagte: Ich danke GOtt

dafür, ich habe lange Zeit darauf gewartet, der HErr mache mich desselben würdig. Als **Bradford** aus dem Gefängniß gieng, theilte er sein Geld an seine Freunde aus, die übrigen Gefangenen eilten herbey, und nahmen unter Vergiessung vieler Thränen von ihm Abschied. Man führte ihn nach Schmithfield, und in seiner Gesellschaft war ein Jüngling, welcher, da er eben wie **Bradford**, die weltliche Herrschaft und Gewalt der Priester nicht erkennet hatte, an einem Pfahl mit ihm verbrannt werden solte. **Bradford** gieng zu dem Pfahl herauf, und legte sich auf die eine Seite desselben, der Jüngling auf die andere. Beyde beteten mit grosser Andacht. **Bradford** hob zuerst ein Bund Holz auf, zog seine Kleider aus, sahe mit Augen, in welchen sich die Thränen in der Stille versammlet hatten, gen Himmel, und rufete aus: **o England! England! bekehre dich von deinen Sünden!** Der **Scherif** unterbrach seine Worte, und **Bradford** sahe sich nach dem unglücklichen Jüngling um, dessen Geist er mit Trost und Muth auszurüsten suchte. Da das Reißholz, so neben ihn lag, anbrannte, hörte man ihn noch rufen: **Schmal ist der Weg, und enge ist die Pforte!** *)

Von

*) Dieses Beyspiel ist entlehnt aus der Britannischen Biographie, erster Theil, Halle 1754. Lebensbeschreibung Johann Bradfords S. 480 ; 546.

Von jeder Tugend und grossen Handlung, zeigt uns also die Geschichte nicht eins, sondern mannigfaltige Beispiele, Beispiele, die mit unserm Genie, Lebensart, selbst auch mit unserm Herzen genau übereinstimmen. Wenn wir eine schöne That, eine liebenswürdige Handlung wahrnehmen, so entsteht selbst eine Zufriedenheit in unserer Seele, und wie der Umgang **mit dem grossen Manne**, unsere Sitten und Handlungen ganz verändert: so wird auch die fleißige Betrachtung lehrreicher Beyspiele unser Genie, und noch mehr unser Herz, umbilden, und unsern Grundsätzen eine neue Kraft ertheilen. Am meisten zeigt sich diese Stärke des Beyspiels, zu derjenigen Zeit, da wir mehr von Sinnen und Empfindungen, als von den höhern Kräften unsers Verstandes regieret werden. In diesen jüngern Jahren sind Beyspiele uns selbst ein Unterricht, so wie sie in männlichen Alter unsere angenommenen Maximen befestigen. Man müste ganz fremd und unerfahren in der Geschichte des menschlichen Herzens seyn, wenn man die mächtige Sympatie nicht kennen wolte, nach welcher das ganze menschliche Geschlecht, in den genauesten Banden der Verwandtschaft stehet. Eben diese Aehnlichkeit, unter unsern Handlungen, das Bewustseyn, daß wir alle zu einer Familie gehören, bringt den edlen und grossen Enthusiasmus hervor. Die mannigfaltigen Wege, welche der tugendhafte oft betreten, die Hindernisse, welche er überwinden muß, ertheilen unserm Herzen eine grosse Beruhigung

higung. Welchen Trost, empfinde ich nicht, und welche Stärke des Vertrauens auf die Vorsehung GOttes bey allen Schicksalen des Menschens, bemächtiget sich nicht meiner Seele, wenn ich einen Paoli sagen höre: Ich versichere Ihnen, als ein ehrlicher Mann, es ist mir unmöglich zu denken, daß GOtt nicht die Hand in unsern Sachen habe. Wahrlich! ein Volk, das so unterdrücket gewesen, als die Corsen, verdienet den göttlichen Beystand. Wenn wir in den verzweifelsten Umständen waren, verlohr ich nie den Muth, weil ich auf die göttliche Vorsehung vertraute. Allein, warum hat sich die Vorsehung nicht ihrer schon eher angenommen, sagte diesem grossen Manne, ein Ausländer: weil Gottes Wege unerforschlich sind, antwortete Paoli mit einem edeln, ernsthaften und gottesfürchtigen Wesen: **Ich bete ihn an, in dem, was er gethan hat. Ich verehre ihn in dem, was er nicht gethan hat.** Kan wohl bey grossen Wiederwärtigkeiten, bey ausserordentlichen Schicksalen des menschlichen Lebens, wenn die Schmeichler mit einer zufriednen Mine sich entfernen, wenn wahre Freunde uns verlassen müssen, wenn der gröste Theil der Menschen, auf uns nur darum noch zurücke siehet, um an unsern Unglück Freude, und Wollust zu empfinden, wenn wir, von allen verlassen, uns selbst und der Gefahr übergeben sind, kann alsdenn eine getreuere Gefährtin, und eine standhaftere Freundin gefunden werden als die Geschichte? Sie zeigt uns oft noch grössere Wiederwärtigkeiten, die unsere Mitbrüder erduldet

duldet haben, als diejenigen sind, unter welchen wir seufzen. Sie richtet uns auf, indem sie uns den oft ganz unerwarteten Beystand und die ausserordentliche Hülfe der Vorsicht, wohlthätig zeigt, welche den Menschen, wenn er nur nicht selbst seinen hohen Adel verdunkelt hat, niemals verlassen wird! Kaum war der Kapitain **Harrison** einige Zeit auf der See gewesen, so verlohr sein Schiff, ausser dem Hauptsegel, durch heftige Wellen und Stürme, alle übrige. Hierbey war der Vorrath so weit aufgezehret, daß die Leute des Schiffes endlich alle Gedult zu verlieren anfiengen, und sich, um ihr Leben zu erhalten, an die Ladung machten, welche in Wein, und Brandewein bestund. Schon war das Schiff einige Zeit von Wind, und Wellen herumgeschlagen worden, als man endlich unter der grösten Verzweiflung, und Angst, ein anderes Schiff entdeckte. Dieses näherte sich den Unglücklichen, und der Kapitain versprach ihnen einiges Brod zu überlassen, weil er an allen andern Bedürfnissen selbst den grösten Mangel erleiden müsse. Beruhiget über dieses Versprechen, ermüdet von Arbeit und Sorgen, und ganz kraftlos von Hunger, begab sich **Harrison** in seine Cammer. Allein kaum hatte sich sein schwacher und ermüdeter Geist einige Minuten erholt, so kam das Volk mit einem verzweiflungsvollen Gesicht herbey gelaufen, und meldete, daß das Schiff sich mit aller Geschwindigkeit davon mache, und sie einem unvermeidlichen Untergange überlasse. Man erfüllte die Luft mit Klagen, und

mit einem Geschrey, da unterdessen der grausame Kapitain, ohne sich umzusehen, und abgehärtet gegen alle Empfindungen der Natur und der Menschlichkeit, seinen Lauf fortsetzte. Nun war alle Hülfe den Unglücklichen auf einmal entrissen, und um den letzten Augenblick eines so grausamen Lebens, nur noch einige Zeit aufzuhalten, verzehrte man, die noch allein übrig gebliebenen Thiere, eine Katze, und ein paar Tauben. Die beständige Trunkenheit, machte unterdessen die Schiffsleute eben so wohl gegen die Grösse des Unglücks, als auch gegen die liebreichen Vorstellungen, und väterlichen Ermahnungen, des frommen und weisen Kapitains Harrisons, ganz fühllos und unbeweglich. Mitten unter diesen Gefahren überfällt sie ein neuer Sturm; alle Hofnung, dieser letzte Anker der Unglücklichen verschwindet! Harrison siehet weiter keine Errettung, und bereitet sich schon auf jenen Augenblick, wo er in den fürchterlichen Abgrund der Ewigkeit sinken wird. Da ihn noch immer Wind, und Wellen herum treiben, tritt der Steuermann mit der ganzen Mannschaft, halb trunken, und mit schrecklichen Blicken in seine Kammer. **Wir können,** (sagte er,) **nun nicht mehr aushalten; unser Toback ist alle: wir haben so gar die Knöpfe unserer Wämse aufgegessen: nunmehro ist nichts mehr übrig, als zu loosen, und einen dem Leben der übrigen aufzuopfern. Wir erwarten dahero ihre Genehmigung, und bitten uns die**

Gewogenheit aus, daß Sie sich alsbald erklären. Harrison suchte sie mit gütigen Vorstellungen von diesem grausamen Vorhaben zurücke zu halten. Die Vorsicht wird sich unser, antwortete er mit wehmütiger Stimme, gewiß erbarmen. Wir wollen ihre Hülfe nur noch einen Tag erwarten, alsdenn eigene Rathschläge fassen. Keine Wehmuth, kein Vertrauen auf göttlichen Beystand, konnte diese Gemüther bewegen, und ihre Wuth besänftigen. Sie thaten die erschrecklichsten Flüche. Wir bekümmern uns wenig darum (war ihre Antwort,) ob Sie unser Vorhaben billigen wollen, oder nicht. Es war nur eine Höflichkeit daß wir dasselbe anzeigten. Ja, wenn wir es verlangen, so müssen Sie eben so wohl, als die andern loosen. Denn das allgemeine Unglück, hebt allen Unterschied der Personen auf. Gehet, und thut was ihr wollet, ich werde weder Befehl zu dieser grausamen Handlung geben, sagte Harrison mit zitternder Stimme, noch auch das geringste von euren abscheulichen Mahlzeiten geniessen. Das Loos traf einen unglücklichen Schwarzen, welcher zu der Ladung gehörte. Er flohe zu dem Capitain, und versprach sich von dessen Tugenden eine großmüthige Errettung seines Lebens; allein die Stimme der Menschlichkeit, und der Großmuth, war viel zu schwach, als daß sie bey den heftigen Klagen der Verzweiflung, erhöret werden konte. Mann schleppte den Unglücklichen vor das Steuerruder, wo er binnen einigen Minuten erschossen wurde. Mit diesem Fleische ward

die genaueste Wirthschaft getrieben, da es aber beynahe verzehret war, so berathschlagten sie, wie am besten neuer Vorrath erlangt werden könnte. Der Schluß dieser Berathschlagungen war zuletzt, selbst den Capitain Harrison zu tödten, damit sie nicht nöthig hätten, ihr eignes Leben von neuen zu wagen. Harrison erschrack heftig. Je mehr das Fleisch abnahm, desto grösser ward seine Furcht, und jede Mahlzeit, die sie thaten, betrachtete er als einen nähern Schritt zu seinem Tode. Unter dieser Furcht kam der Steuermann mit dem übrigen Volk abermals zu ihm. Da der Neger (sagte er) seit etlichen Tagen ganz verzehret ist, und man noch nicht die geringste Hofnung einer Errettung erblicket, so zwingt uns die Noth auf das neue zu loosen, indem es besser ist, daß wir einzeln nach einander sterben, als wenn wir alle auf einmal umkommen müssen. Harrison foderte hierauf Feder, Dinte, und Pappier, und ließ sie alle in die Kammer kommen. Es waren sieben, und sie zogen die loose, wie bey einer Lotterie. Das Loos traf den David Flatt, einen Matrosen, auf welchen sich Harrison besonders verlassen konnte. Die Bestürzung, welche diese Entscheidung gab, war gros, und die Anstälten zur Ausführung waren entsetzlich. Das Feuer brannte schon vor dem Steuerruder, und alles war in Bereitschaft das unglückliche Opfer zu schlachten. Unterdessen herrschte ein tiefes Stillschweigen unter der Gesellschaft, welches der Unglückliche, der sein Schicksal noch geduldig ertrug, zuerst unterbrach. Wertheste

Freunde, und Gefährten des Elendes (sagte er,) alles was ich zu bitten habe, ist, daß ihr mir eben so geschwind als dem Neger vom Leben helfet, und mich so wenig, als möglich martert. Er wendete sich hierauf zu James Doud mit diesen Worten: **Ich verlange daß ihr auch mich tödtet, und will nur noch einige Augenblicke mich zu meinem Tode vorbereiten.** Die Gesellschaft bewilligte ihm nicht allein dieses, sondern fieng auch an seinen Tod mit Mitleiden zu betrachten, und an die Schenkung seines Lebens zu denken. Allein einige Züge Wein dämpfeten gar bald diesen schwachen Funken der Menschlichkeit. Um ihm inzwischen ihre Freundschaft zu bezeigen, verschoben sie seinen Tod biß auf den folgenden Morgen, und baten den Kapitain, daß er ihnen einige Gebeter vorlesen möchte. Er that dieses mit Freuden, und sammelte alle seine Kräfte, biß er abgemattet von Lesen, sich fast ohnmächtig niederlegte. Er konnte noch immer hören, wie die ganze Schiffs-Gesellschaft mit dem unglücklichen Flatt redete, und Hofnung bezeigte, daß Gott gewiß mit seiner Hülfe herbeyeilen werde. Sie versprachen ihm auch, am folgenden Morgen noch einmal alle ihre Angeln auszuwerfen, und zu versuchen, ob sie zur Stillung ihres Hungers, und Abwendung seines Todes einige Fische sehen, und fangen könten. Allein der unglückliche Mann, welcher von seinem bevorstehenden Schicksale allzuheftig gerührt war, wurde um Mitternacht ganz taub, und gegen Morgen wahnwitzig. Unter-

dessen da Harrison, das letzte Schicksal dieses Elenden, welches nur noch drey Stunden entfernet war, überdachte; eilten zwey seiner Leute mit einem heitern, und hofnungsvollem Gesicht zu ihm, und meldeten, daß sich ein grosses Schiff Ihnen nähere. Man hörte den wiederholten Ruf: **es kömmt näher, es kömmt näher, es richtet sich gerades Weges auf uns zu.** Jedermann empfand Freude, nur der unglückliche Flatt war unfähig, Antheil an dieser Nachricht einer ganz unerwarteten Hülfe zu nehmen. Das Schiff sendete ihnen auch alsbald ein Boot zu, welches sie aufnahm, und glücklich errettete. Sie fuhren demnach an das Schiff. Ihre matte Augen, abgelebte Wangen, und lange Bärte, rührten alle und jede. Der Capitain Thomas Evers, dieser grosse Menschenfreund, nahm den Harrison mit aller Freundschaft auf, führte ihn in seine Kammer, und dankte Gott mit den edelsten Gesinnungen des Herzens, daß er ihn zum Erretter dieser Unglücklichen bestimmt habe!

Selbst die Bezwingung derjenigen Leidenschaften, wo unsere Tugend ihre völlige Rüstung nöthig hat, wird uns viel leichter vorkommen, und einen grossen Grad der Bitterkeit verliehren, wenn uns

*) Nachricht von den entsetzlichen Begebenheiten, und wunderbaren Erhaltung des Kapitains David Harrison auf seiner Seereise; durch gerichtliche Aussagen bestätiget, im bremischen Magazin, im ersten Stücke des zweyten Bandes S. 11. — 29.

uns mitten auf diesem dornichten Wege Beyspiele aufrichten und beleben. Nichts widerspricht dem oft angebohrnen Stolze des menschlichen Geistes, und der Unbiegsamkeit des Herzens so heftig, als die Liebe gegen unsere Feinde. Wie könnten wir den, der nur unser Unglück suchet, noch segnen? Dem, der an unsern Widerwärtigkeiten Freude und Wollust empfindet, vergeben? ja ihm selbst, in den Augenblicken, da sein unedles und verrätherisches Herz mit unserm Unglück beschäftiget ist, eine Handlung der Menschenliebe weihen! So hat kein Mensch, werden viele sagen, jemals gehandelt, und hier wird die Tugend von den Leidenschaften übermannet. Ungläubiger! ließ die Worte des englischen Staatsministers, **Wilhelm Cäcils.** Ich weiß, sagte dieser Held der Tugend, **ich habe einige Feinde, die mir Böses beweisen, aber so mache ich es mit ihnen nicht: GOtt vergebe es ihnen, und ich danke GOtt, daß ich nie ohne Liebe gegen alle Menschen zu Bette gegangen bin** **). In dem Augenblick, wenn alle Leidenschaften in Bewegung kommen, und gerade uns an derjenigen Seite angreifen, da wir gemeiniglich am leichtesten bewafnet sind, sich mäßigen, und eine edle Enthaltsamkeit beweisen; dieses zeiget eine ausserordentliche Höhe der Tugend an, zu welcher freylich nur wenige Sterbliche erhoben werden. Dem Scipio Africanus, dem Sieger Spaniens, wirft sich ein Frauenzimmer von ho-

 her

*) Moser in Reliquien S. 77

her Geburt, mit vielen andern jungen Prinzeßinnen, zu Füssen, und bittet ihn, er möchte seiner Leibwache befehlen, besonders für ihre Ehre Sorge zu tragen. Scipio, der ihre Bitte nicht recht verstund, versicherte sie, daß es ihnen an nichts fehlen solte. Die alte Dame erwiederte darauf: Das ist es nicht was uns beunruhiget. Denn was solte in dem Stande, worin wir versetzt sind, uns nicht befriedigen können. Gefahren von einer ganz andern Natur erfüllen unsere Brust mit Angst und Betrübniß, wenn ich die Jugend und Schönheit dieser Prinzeßinnen betrachte. Der leutselige und edle Scipio antwortete: Meine Ehre und die Ehre meines Vaterlandes, verpflichtet mich, auf dasjenige Acht zu haben, was in allen Theilen der Welt geschätzt wird. Sie aber geben mir einen neuen Bewegungsgrund, dieses mit der grösten Sorgfalt zu beobachten, indem sie durch ihre tugendhafte Aufmerksamkeit, die ich an Ihnen bemerke, unter so vielen andern Gefahren auf nichts anders denken, als auf die Erhaltung der Ehre dieser jungen Personen. Nach dieser Unterredung vertraute er sie der Sorgfalt eines Officiers von geprüfter Treue an, und gab demselben Befehl, mit ihnen auf solche Art umzugehen, als wenn sie zu den Bundesgenossen der Römer gehörten. Nicht lange hierauf brachten die Soldaten zu dem Scipio eine Prinzeßin, von bewundernswürdiger Schönheit, welche alle andere weit übertraf. Sie hatte sich mit dem Allucius einem Prinzen der Celtiberier versprochen. Er schickte sie zu ihren

Eltern, und zu dem, mit welchem sie verlobt war, mit folgenden Worten zurück: Ich habe sie so behandelt, damit ich im Stande wäre, euch ein Geschenk zu machen, das eurer und meiner würdig wäre. Ich verlange keine Danksagung weiter, als nur daß ihr ein Freund der Römer werdet. Wenn ihr mich für einen Mann von Ehre ansehet, dergleichen mein Vater und Oheim bey dieser Nation gewesen: so muß ich euch sagen, daß in Rom sehr viele, die uns gleich sind, leben, und daß kein Volk auf Erden sey, dessen Freundschaft ihr so hoch schätzen müsset, noch dessen Feindschaft ihr so sehr zu fürchten habt. Die Eltern der jungen Dame wolten darauf den Scipio zwingen, eine beträchtliche Summe Goldes und Silbers anzunehmen. Er wendete sich aber zu dem Allucius, und sprach: Ich füge diese Summe zu demjenigen Gelde hinzu, das ihr von eurem Schwiegervater empfangen werdet, und zwang ihn, solche anzunehmen *). — Scipio war zu dieser Zeit jung, unverheyrathet und ein Sieger! Nach keinem Titel streben wir eifriger, als nach dem Titel eines Mannes von gutem Herzen. Wenn wir uns oft am weitesten von dieser göttlichen Eigenschaft entfernen, so sind wir gemeiniglich desto verwegener, bey jeder Gelegenheit, andern dies Vorurtheil von unsern Gesinnungen aufzudringen. In der That können wir auch nicht leicht, mit einer andern Tugend, im Angesicht dererjenigen, welche die Handlungen,

 nur

*) Britisch Magazin 1763. October. p. 527.

nur nach der Oberfläche, nicht nach den verborgensten Tiefen des menschlichen Herzens beurtheilen, ein besseres Blendwerk machen, als mit dieser. Nichts ist schwerer zu unterscheiden, als ein gutes Herz, und ein freundliches, gefälliges und einnehmendes Betragen. Aber wie verschieden sind die Quellen, woraus beyde entspringen, wie verschieden die Würkungen. Der Mann von gutem Herzen handelt nach einem ungeheuchelten Gefühl von Religion und Tugend, und dieses bewegt ihn, an der Glückseligkeit aller Menschen aufrichtig Antheil zu nehmen; Unglückliche zu retten, Niedergeschlagene zu trösten, Wohlthaten in einer ganzen Stadt, oder wohl gar in einem ganzen Lande zu verbreiten. Er ist geschäftig bey dem Glück eines jeden, so weit seine Kräfte reichen. Seine Liebe ist gegen Fremde eben so wirksam und thätig, als gegen seine Blutsfreunde, und sein sanftes Wohlwollen wird aus allen Handlungen sichtbar. Ein Mann von freundlichem Gemüth, wird allen zu gefallen suchen, jeden, den er siehet, umarmen; äusserlich unter seine Freunde aufnehmen, und sich nach der Denkungsart einer ganzen Gesellschaft, unter der er lebt, richten. Er handelt nach seinem muntern Herzen. Dieses rührt uns, wir werden hintergangen, und nennen diejenige Freundlichkeit, die entweder ein Geschenk der Natur, oder die Frucht der Erziehung ist, Tugend, Aufrichtigkeit und Güte des Herzens. Könnte man doch alle Unreinigkeiten des Herzens bey diesem freundlichen und gefälligen Manne aufdecken, wie

würde

würde man sich über seinen Neid, Eigennutz, Mißgunst, Ungerechtigkeit, Stolz und Habsucht entsetzen. Aber eben also kan uns oft wahre Güte des Herzens verdächtig werden. Eine schlechte Beschaffenheit des Cörpers, ein Mißvergnügen, das uns quälet, Feuer des Temperaments, Offenherzigkeit, die sich über alles Ceremoniel hinweg setzt, können bisweilen unseren Handlungen und Urtheilen den Anschein eines bösartigen Herzens geben. Der Bischof **Burnet** blieb immer ein Mann von gutem Herzen, ob er gleich dem Prinzen **Eugen**, der ihn fragte, wenn er das letztemal zu Paris gewesen wäre, aus Uebereilung antwortete: er könte sich des eigentlichen Jahres nicht mehr erinnern; doch wüste er, daß es zu der Zeit gewesen wie die Gräfin von Soissons in das Gefängniß sei gesetzet worden *). Der Graf B*** blieb aber auch, trotz aller Verbeugungen, aller Liebkosungen und Schmeicheleyen, mit welcher Münze er jeden bezahlte, wer er war. Ausser den Handlungen, die den Mann von gutem Herzen verrathen, wird uns oft auch ein stiller Seufzer, eine warme Thräne, ein freudiges und dankbares Umarmen, die Gemüthsart des waren Menschenfreundes entdecken. Welche rührende Scene vor unser Herz ist nicht die Unterredung des d'Aubigne mit dem König Heinrich IV. in Frankreich. Gehen

*) Die Gräfin von Soissons, Nichte des Cardinals Mazarin, und Mutter des Prinzen Eugen von Savoyen wurde 1680 zu Paris, wegen Verdacht von Giftmischerey gefangen gesetzt.

Sie fleißiger in ihren geheimen Rath, (sagte d'Aubigne dem Könige) wenden Sie mehr Stunden des Tages, als Sie nicht thun, auf die nothwendigen Sachen, geben Sie den Hauptgeschäften doch mehr Vorzug vor Kleinigkeiten, wenden Sie doch mehr Mühe an, Ihrer Schwachheiten Herr zu werden, die Ihnen so wenige Ehre machen, und alsdenn erst thun Sie was Ihnen gefällt, und was andere Könige vor Ihnen gethan haben **). Heinrich antwortete nicht, er umarmete den d'Aubigne aus Dankbarkeit. — Können einzelne Beyspiele tugendhafter und liebenswürdige Handlungen, einen tiefen Eindruck auf unser Herz machen; erregt die Umarmung eines Heinrichs unsere sanfte Empfindung, wie viel stärker müssen wir nicht gerührt werden, wenn wir an dem Beyspiel dieses grossen Königes, die vollkommenste Harmonie aller Tugenden wahrnehmen. Aber selbst diese Tugenden werden uns noch viel liebenswürdiger scheinen, wenn wir sie gerade neben die menschlichen Schwachheiten, Fehler und Leidenschaften hinstellen, das ist, wenn wir einen Heinrich IV. mit seinem Enkel Ludewig XIV. vergleichen. Heinrich war von Jugend auf zur Arbeit abgehärtet; Ludewig war in Ueppigkeit und Weichlichkeit erzogen. Heinrich war scherzhaft, gefällig, freundlich und sein Betragen entzückt, in welchen Umständen man ihn antrift. Ludewig war steif, stolz und zurückhaltend. Jener besaß wahren Muth, und sezte sich allen Gefahren aus. Dieser

**) Moser in Reliquien S. 277.

Dieser verlohr ihn bey sinnlichen Zerstreuungen, und sein Frauenzimmer rufte ihn von der Armee wieder zurücke. Jener erhielt seine Siege durch sich selbst, und durch persönliches Verdienst; dieser durch seine Feldherren und überwiegende Menge der Truppen. Jener stellte sein Vergnügen darinne, grosse Thaten zu verrichten; dieser, in der Schmeicheley, wegen Thaten, die er nie verrichtet hatte. Jener suchte wahren, dieser falschen Ruhm. Heinrich wurde von den Jesuiten ermordet; Ludewig ließ sich von denselben regieren. Heinrich begnadigte Rebellen und Meuchelmörder, Ludewig wiegelte sie auf. Heinrich war ein Verfolgter, Ludewig ein Verfolger. Heinrich schenkte die Gewissensfreiheit, Ludewig raubte sie. Heinrich begegnete seinen Unterthanen als Kindern, Ludewig als Sclaven. Heinrich behauptete redlich seine Rechte, Ludewig war so niederträchtig in seiner Nachbarn Rechte einzugreifen. Heinrich riß sein Reich aus dem Elende, und legte den Grund zu dessen Grösse, Ludewig verschwendete seiner Unterthanen Blut und Schätze, und brachte sie von ihrer Höhe bis zum Rande des Verderbens herunter. Heinrich begegnete seinen Feinden sanftmüthig, und hielt ihnen sein einmal gegebenes Wort, Ludewig verrieth seine Freunde, und war selbst gegen seine Bundesgenossen ungetreu. Heinrich stritte mit seinem Minister Sully, wer von beyden am meisten Recht habe, Ludewig zwang seine Diener auch die unbilligsten Befehle zu vollziehen. Heinrich hatte einstmals, da er nahe vor dem Feinde

stund, kaum ein Bataillenpferd, keinen ganzen Harnisch, seine Hembder waren zerrissen, seine Brusttücher hatten an dem Ellenbogen Löcher, sein Wams war schon einmal gewendet, seit einigen Tagen war er bald bey dem, bald bey jenem zu Gaste, weil seine Haushofmeister vorgaben, daß sie nicht mehr so viel hätten, um seine Tafel bestreiten zu können. Ludewig verschwendete nicht allein beynahe die Hälfte seiner Einnahme an Maitressen, an Kleidung und an eine kostbare Tafel, sondern machte auch, um seine sinnlichen Begierden zu stillen, die Ausländer arm. Heinrich machte Anschläge zu einem dauerhaften Frieden von Europa, Ludewig sann beständig darauf die Ruhe zu stöhren. O wie klein ist Ludewig gegen den grossen Heinrich *)!

Die Belohnungen, welche nach dem Zeugniß der wahren Geschichte, die Tugend erhalten hat; das Ansehn, in welchem sie bey allen Nationen, wenigstens bey dem klügern Theile derselben, gestanden; die stille Ehrfurcht, mit welcher selbst der Liebling der Leidenschaft ihre Handlungen erröthend bewundert; die Grösse, welche sie mitten unter den Verfolgungen des Lasters, und im Unglücke nicht verliehrt, werden unserm Geist wahren Muth, und unserm Herzen eine mächtige Beruhigung

*) Dieser Character ist entlehnt aus dem Bremischen Magazin zweyter Band, drittes Stück, S. 502. u. f.

gung ertheilen. Es ist wahr, die Geschichte kan uns nicht immer den Freund der Tugend, in den Armen des Glücks, oder im Glanz der Ehrenstellen zeigen. Dieses wird ein unbilliger Wunsch bleiben, so lange nicht alle Nationen weise, und nicht alle Fürsten gerecht handeln. Allein, würde man nicht selbst die Tugend erniedrigen, und ihren ehrwürdigen Namen entheiligen, wenn man diejenigen Belohnungen von ihr erwartete, womit sich selbst jedes Laster ausschmückt. Sie verlangt ganz andere Belohnungen, als einen betrügerischen Ehrentitel, uns selbst quälende Schätze und Reichthümer, oder eine hinfällige Ehrensäule? Das gute Zeugniß unsers eignen Gewissens, die wenigen Worte in einem schlechten Stein gehauen: **Er war ein ehrlicher Mann**, frohe Aussichten jenseit des Grabes, diese sind die Ehrenzeichen, welche die Tugend an ihre Freunde austheilet. Konte wohl ein Graf Teßin, vor dreyßigjährige, mit der grösten Treue und Redlichkeit dem Vaterland geleistete Dienste, eine grössere Belohnung erhalten, als diejenige war, die er sich selbst in Gegenwart des Königs und der Stände gab! Bey dem wichtigen Antritt des Amtes, sagte dieser **Schwedische Timoleon**, eines Canzleypräsidenten, habe ich Leib und Seele vor GOtt verpfändet, recht zu handeln. Bey Niederlegung desselben betheure ich mit eben dem Eyde, vor dem Angesicht GOttes, und so wahr mir derselbe helfe, an Leib und Seele, daß ich niemahls mit Vorbedacht zum Bösen gerathen, oder das Gute ver-

nach-

nachläßiget habe. Was kan von grösserer Wichtigkeit in diesem zeitlichen Leben seyn, als das hohe Zeugniß desjenigen, welcher der Fürst des Volks ist? Ew. Königliche Majestät wissen, da ich nun unter Dero Augen eine lange Zeit gedienet, am besten, ob mich Furcht oder Gewinn bey den Berathschlagungen zweifelhaft gemacht; ob ich die Wahrheit in Lügen verwandelt, ob ich jemals etwas heimlich angerathen, so ich mich nicht erkühnet öffentlich zu gestehen, ob heimliche Nachstellungen, oder eines andern Unterdrückung meine Fußtapfen begleitet, wenn ich mich Ew. Majestät hohen Person genähert habe, ob ich jemandes Worte übel ausgeleget, ob ich Gerüchten nachgegangen, dieselben vergiftet, und meiner Obrigkeit vorgebracht, ob ich Eurer Majestät hohes und gnädiges Vertrauen auf einige Art und Weise gemißbraucht, ob ich jemals etwas für mich besonders verlangt, oder ob ich meine und der meinigen Beförderung auf eine unerlaubte Weise gesucht habe? Großmächtigster König! ich weiß nicht, daß ich Ursache haben solte, ein einziges an dieser Stätte gesprochenes Wort zu bereuen, sondern ich gedenke für dieselben insgesammt am Tage des Gerichts, eine freymüthige Rechenschaft abzulegen. Meine Belohnung auf Erden sey indessen die milde Beurtheilung, mit welcher ein gerechter und gnädiger König die Handlungen seines Unterthans betrachtet, und wenn ich werde in meine unvermeidliche Verwandelung gegangen seyn, so sammle und erfrische das gute Anden-

ken

ken meiner übrigen Mitbrüder meinen zerstreuten Staub *).

Die Tugend hat einen Reitz, der niemals vergeht. Selbst in Unglück erregt sie unsern Neid. Wenn auch die Glückseligkeit, welche tugendhafte Seelen empfinden, mit äusserlichen Leiden umgeben ist, so wird doch unser Herz nach diesem Besitz streben. Dieses ist einmal unsern Empfindungen eigen, und der beste Beweis unsers höhern Ursprungs. Der gröste Sclave des Lasters wird bey dem Anblick der Tugend schüchtern werden, und wenigstens in diesen Augenblicken, wenn es nur möglich wäre, tugendhaft handeln. Man stelle das Laster auf dem äussersten Gipfel der Ehre, und umgebe es mit aller Hoheit, so wird diese Pracht unsere Sinne blenden, und vielleicht schenken wir aus Unwissenheit oder Vorurtheil, wohl gar demselben unsere Bewunderung. Allein, man raube dem Laster diesen äusserlichen Zierrath, und die Verachtung wird dasselbe augenblicklich verfolgen. Nur der wahrhaftig grosse und tugendhafte Mann, bleibt auch im Unglück unserer Bewunderung und Verehrung würdig. Er gleicht, wie ein neuer Schriftsteller sagt, der prächtigen Bildsäule, die in eine gangbare Strasse eingestürzt ist, man nimmt einen Umweg um sie herum, um sie auch nach ihrem Fall nicht zu beschädigen. Der

Sieg

*) Staatsrede des Grafen Teßin so er bey seinem Abschiede, auf dem Reichstage 1752 gehalten hat.

Sieg bey Höchstädt im Jahre 1704, überhäufte den Herzog Johann von Marlborough in einigen Augenblicken, mit so vieler Ehre und Gütern des Glücks, als wenige Helden in ihrem ganzem Leben erhalten; aber einige Jahre hernach verlohr er alle Ehrenstellen, und muste sein Vaterland, dem seine Tugenden unerträglich wurden, als eine Privatperson verlassen. In beyden Auftritten seines Lebens bleibt Marlborough verehrungswürdig, und im Unglück verdient seine Tugend, noch viel grössere Bewunderung und Aufmerksamkeit. Denn sie ist geschäftiger, da die Leidenschaft seiner Feinde auf ihn losstürmet. —

Nicht alle Nationen zeigen uns so ausserordentliche Beyspiele, von Großmuth, von Standhaftigkeit und anderen liebenswürdigen Tugenden. Man muß oft viele Wüsten durchlaufen, und sich vor dem Laster Platz machen, dessen fürchterliches Bild unsere Schritte immer verfolgt, bis endlich lehrreiche Beyspiele der Tugend, uns gleich den Strahlen der Frühlingssonne, auf dieser Wanderschaft wieder erquicken. Einige Nationen sind gewisser Tugenden ganz unfähig, andere würden mehrere ausüben, wenn die Gesetzgebung die Triebfedern des menschlichen Geistes in Bewegung setzte. So lange ein Bürger die allgemeine Glückseligkeit des Vaterlandes nicht als die Stütze seiner eignen betrachten kan; so lange wird man ganz fruchtlos, grosse Beyspiele der Tugenden unter einem Volke aufsuchen. Die Weisheit der Regierung

kan

kan also einen fruchtbaren Saamen der Tugend in jedem Lande ausstreuen. **China** ist von dieser Wahrheit überzeuget, und hat ein vortrefliches Gesetz gegeben, nach welchem die **Mandarins**, unter ihrer Regierung grossen Antheil an den allgemeinen Tugenden und Lastern, nehmen, so daß sie alsdenn höher erhoben, oder tiefer herunter gesetzt werden. Selbst die Regierungsform *), und das Beyspiel des Regenten, befördern oft die ausserordentlichen Handlungen der Tugend, oft aber unterdrücken sie auch selbst die Neigung, die jedem menschlichen Geist, als ein untrügliches Denkmal seiner hohen Bestimmung, angebohren ist. Wenn uns die Griechische und Römische Geschichte, einen **Codrus** und **Regulus** zeiget, so war ihr Heldenmuth ein Enthusiasmus zur Tugend, der sich nur in Republicken entzündet. Die Ehre des Vaterlandes, war in diesen Staaten, ein allgemeines Gut, mit welchem jeder Bürger, einen weisen Wucher trieb, und die Ehre eines jeden einzeln Bürgers, welche aus der Tugend entstund, vergrösserte von Zeit zu Zeit dieses allgemeine Gut. Diese Liebe zur Ehre erhielt den Sieg über alle andere Leidenschaften, und führte den menschlichen Geist über die Gränzen der gewöhnlichen Pflichten hinaus. Mit ihr verrichteten die Republiken die grossen Thaten, bey deren Betrachtung uns selbst die glaubwürdigsten

*) Von dem Einfluß der Regierungsform verschiedener Länder, auf das Genie und die Talente der Menschen, im Universalmagazin.

digsten Geschichtschreiber verdächtig werden. Diese Tugenden wurden seltener, da die Gesetzgebung sich nicht mehr um die Liebe zur Ehre bekümmerte, und da also die Stimme der Tugend, vor dem Geräusch der Leidenschaft, nicht weiter gehört werden konnte. Unglückliche Gesetzbücher, bey deren Abfassung die Sittenlehre der Staatskunst nicht freundschaftlich die Hand bietet! Nicht in jedem Lande wird der Saamen gewisser Tugenden fortkommen, oder doch wenigstens nicht ähnliche Früchte hervorbringen. Man erwarte von keinem monarchischen Unterthan, denjenigen Muth und Heroismus, den man in Republiken bewundert. Dieser Wahrheit verdankte Carl der zweyte, König von Engelland, sein väterliches Reich. **Ludewig** und ich, (sagte **Mazarin** in einem Briefe an Tellier) wissen wohl, daß Carl der zweyte ausserhalb der Königreiche ist, die ihm zugehören: aber unter allen Ursachen, welche die Könige unsere Herren bewegen können, auf seine Wiedereinsetzung zu denken, ist die wichtigste zu verhindern, daß Engelland keine mächtige Republick werde, die allen ihren Nachbarn Ursache geben würde, auf ihrer Hut zu seyn. Die Ehre des ganzen Staates glänzt in Monarchien gemeiniglich nur in dem Pallast des Fürsten, und dieser Glanz verbreitet sich selten bis über die Hütte des armen Bürgers. Er betrachtet sie dahero auch nicht als sein Eigenthum, sondern als ein Pfand, das vielleicht zuletzt selbst seine eigenen Kräfte verzehret. Daher bildet sich auch jeder seine privat

Vortheile, die mit den öffentlichen in keiner Verbindung stehen, oder wohl gar die allgemeine Glückseligkeit zerstöhren. Wie viele unserer Bürger würden wohl dem Beyspiel der Athenienser folgen, welche nach dem Rathe des weisen **Themistocles**, um ihr allgemeines Vaterland, Griechenland, zu retten, ihre Stadt dem Xerxes übergaben, ihre Weiber und Kinder nach Salamina brachten, und aus dem Zimmerholz ihrer Wohnungen, eine Flotte erbauten. Beyspiele von einer so seltenen Aufopferung vor das gemeine Beste, von ungewöhnlicher Großmuth und andern ausserordentlichen Tugenden, ließt man gemeiniglich nur in den Geschichtsbüchern der Republiken, und die schrecklichen Würkungen der menschlichen Leidenschaft, Beyspiele der Ungerechtigkeit, Untreue, des Geitzes, der Betrügerey, sind immer das Erbtheil der Monarchien gewesen.

Bey allen Beschwehrlichkeiten, selbst unter Gefahren, mitten auf dornigten Wegen, geht der Republikaner muthig fort. Die Liebe zum Vaterland, diese Stütze aller übrigen Tugenden bey einem Volk, richtet ihn auf. Aber der monarchische Unterthan verlangt immer vor jedem Eifer, den er bezeigt, eine Belohnung, vor jede ausserordentliche Treue, eine Wohlthat, und gemeiniglich sind seine Bemühungen nach seinen jährlichen Einkünften abgemessen. Kan ein Fürst sich wohl auf diese getreue Diener verlassen? Sie sind, wie Sclaven, die nur das Schwerd zurücke hält, sonst

würden sie die Bande der Dienstbarkeit durchbrechen, und selbst denjenigen, der sie mit Wohlthaten überhäuft hat, ihre Begierden aber niemahls wird stillen können, zernichten. Wenn auch dieses Bild der Monarchie fürchterlich ist, und die Regierungsform den Enthusiasmus einiger Tugenden schwächt; so hat die Staatskunst, und ihre getreue Gefährtin die Sittenlehre, doch immer Mittel, diese trüben Wolken zu zerstreuen, und selbst den monarchischen Unterthan auf den Weg der Tugend zu führen. Dank sey der Vorsicht, die Erfahrung bestätiget diese Wahrheit. Ich nenne keine Monarchie, kein Volk: eine heitere und zufriedene Mine zeigt ein fröhlicheres Herz an, als alles Jauchzen, und eine einzige Thräne ist oft mächtiger, als alle Beredsamkeit. Die väterliche Liebe des Fürsten gegen sein ganzes Volk, seine Ehrfurcht vor die Tugend, dieses mächtige Beyspiel, und die Gesetzgebung, werden in Monarchien von einigen Arten der Tugend, eben so grosse Handlungen hervorbringen, als in Republiken. So wie die Ehre des ganzen Staates, aus Eigennutz, Republiken befestiget, so wird die Liebe, mit Wohlthun die Herzen der monarchischen Unterthanen vereinigen. Welcher Unterthan wird nicht seinen schwachen Antheil an dieser Ehre mit bereitwilligem Herzen dem Fürsten überlassen, dessen Besitz er mit tausend Sorgen, unter mühsamen Beschwerlichkeiten und oft mit schlaflosen Nächten erkaufen muß.

Diese Rücksicht auf die beständigen Sorgen, welche den Pallast des wahren Vaters des Vaterlandes umgeben, hält den monarchischen Unterthan völlig schadlos. Er vertauscht den Glanz der Ehre, mit einem viel grösserem Gut, mit einer heitern Stille der Seele. Um diese nicht zu verliehren, wird er mit eben dem Muth vor die Ehre des Fürsten arbeiten, als der Republikaner vor die Ehre des Vaterlandes. Eine weise Vorsorge des Regenten befestiget auf verschiedene Art seinen eigenen und besondern Vortheil, eine unermüdete Wachsamkeit befreyt ihn von bevorstehendem Kummer, und eine wohlthätige Hand wischt oft selbst die Thränen von seinem Gesicht. Wie könnte der Unterthan, der einem Fürsten gehorcht, den ihm die Vorsicht so liebenswürdig gemacht hat, nach Vortheilen streben, welche die weissesten Berathschlagungen wieder zernichten, und die allgemeine Glückseligkeit, die Glückseligkeit des ganzen Vaterlandes zerstöhren? Die Tugenden des Fürsten, welch göttliches Modell sind sie nicht vor dem monarchischen Bürger! Eben die Zauberkraft, welche einzelne Beyspiele in Republiken enthalten, hat das Beyspiel des Fürsten vor ein ganzes Land. So ein Unterthan betrachtet, wie der Republikaner, alle seine Mitbürger, als Brüder. Denn der Fürst kennt keinen Unterschied, und begegnet allen als Kindern. So konnte Herzog Eberhard der Erste von Würtenberg an der Tafel des Churfürsten von Sachsen, Friedrichs, mit Wahrheit sagen: Liebe Herren! Ich gönne Euch

gerne, was Euch GOtt gönnet, Ihr seyd mir in vielen Dingen überlegen; aber eins kan ich mich mit Wahrheit rühmen: Ich darf ganz allein, in meinem Lande, über Feld, oder durch einen wüsten und dicken Wald gehen, und wenn mir einer von meinen Unterthanen begegnet, so kan ich ihn heissen niedersetzen, und sicher in seinem Schoos ausschlafen. Aber alle Unterthanen waren auch eben so from, und so gerecht, als Eberhard.

Nach dem Geist und den Sitten des Fürsten bilden sich der Nationalgeist eines ganzen Volks, und die eignen Sitten des Landes am ersten aus, und das Clima, wenn auch dessen Wirkungen so mächtig wären, als einige verlangen, wird immer einen grossen Theil derselben verliehren. Das Reich der Tugend hat keine Gränzen; aber das Laster wagt auch in jedem Lande und unter allen Völkern Eroberungen zu machen. Ein einziger Fürst, wird oft die Denkungsart eines ganzen Volkes verändern. Seine Tugenden, oder Schwachheiten, je grösser zumal die Gewalt ist, mit der er ein Volk beherrscht, werden nicht in dem Bezirk seines Pallastes bleiben, sondern man wird in jeder Stadt, eigne Copien derselben entdecken. Man betrachte unsere Vorfahren, unter einem Heinrich dem zweyten, und Conrad dem zweyten, wenn man sich von dem schnellen Fortgange des menschlichen Verstandes, und von der verschiednen Bildung des menschlichen Herzens, nach dem Beyspiel des Fürsten, lebhaft überzeugen will.

Hein-

Heinrich hatte von Religion und Tugend ganz falsche Begriffe. Seine Tugenden waren unnatürlich. Er war so ein grosser Feind der Wollust, sagt die Geschichte, daß er nicht einmal seine Gemahlin, die bekannte Cunigunde geliebet hat? aber eben dieser Freund der Keuschheit konnte gewisse Schauspiele ganz gleichgültig betrachten, welche kein gewissenhafter Geschichtschreiber wiederholen kann, ohne die Sitten seiner Nation zu verschlimmern. Unsere Vorfahren nahmen unter ihm verschiedene Gesetze, um die Keuschheit zu beschützen, bereitwillig an, und suchten dem Ehestand mit Annehmung neuer Gewohnheiten und Gebräuche, ein desto frömmeres Ansehn zu ertheilen; allein eben diese sorgfältige Verehrer von Ceremonien feyerten damals, so wie ihr Kayser Heinrich, gewisse Schauspiele, bey welchen die Unschuld erzittert, und die Frechheit selbst erröthet *). Conrad der zweyte hatte einen sehr liebenswürdigen Character. Mit welcher edlen Großmuth mißbilligte er nicht die Untreue des Herzogs von Böhmen, welcher ihm, seinen Feind, den **Micislaus**, verrathen und ausliefern wolte. Eben also lesen wir in den Jahrbüchern unserer vaterländischen Geschichte, selbst von der Nation Beyspiele, aus welchen die Tugend in ihrer natürlichen Schönheit hervorschimmert. Es würde eben nicht schwehr seyn, die wichtigen Veränderungen, welche der Geist des ganzen Volks, einzig und allein von der Denkungsart

*) Acta Sanctorum Mensis Ianuarii. Tom. II. p. 643.

des Fürsten ganz unvermerkt angenommen hat, aus jeder Periode unserer Nationalgeschichte zu beweisen. Aber die Geschichte eines jeden Volcks sagt eben diese Wahrheit. Freylich giebt es auch immer wieder einige Regenten, die ganz zur Unthätigkeit gebohren sind, deren Tugenden und Schwachheiten, von einem gemeinen und alltäglichen Geiste zeigen. Diesen wird man nicht einmal in der Hauptstadt, vielweniger in der Provinz wahrnehmen. Die Denkungsart ihres Lieblings und ersten Staatsbeamtens, wird die herrschende unter dem ganzen Volke; und seine Tugenden, oder Laster treffen wir in verschiedenem Formate, unter allen Ständen, im ganzen Lande an. Der Geist der Franken blieb gegen das Ende der Merovinger eben so kriegerisch, als zu den Zeiten des heldenmüthigen Clodoväus. Die Könige waren nur Müßiggänger. Ganz unthätig blieben sie in ihrem Pallast, und das Volk siehet sie nicht öfterer, als einmal im ganzen Jahre. Der Geist ihrer Minister, der Muth eines Pipins und Carls, unterhielt das Feuer der Nationaltapferkeit. Man muß nur ein Volk anführen, das Clima wird seinen Fortgang niemals verhindern. Die Buchdruckerey, das Schiespulver, sagt der Herr von Voltaire,*) die geschliffenen Gläser, dieFerngläser, der Proportionalcirkel, die Luftpumpe, und das wahre Weltgebäude gehört den Franzosen nicht zu. Aber man betrachte nur die letzten

Jahre

*) Die Zeiten Ludewig des XIV.

Jahre des Cardinals Richelieu bis auf die Zeit welche nach dem Tode Ludewig des XIV. verflossen ist, um zu sehen, wozu diese Nation aufgelegt war, wenn sie angeführet wurde. Selbst die Gesetzgebung könnte die Tugenden ausbreiten, und die Sitten eines ganzen Volkes umbilden. Wenn die Gesetzgeber des Alterthums nicht jeder Tugend und jedem Verdienst um das Vaterland eine bestimmte Belohnung anwiesen; so hatten die Griechen und Römer an der Grösse des ganzen Staats schon nach der Regierungsform ihren besondern Antheil, und der allgemeine Ruhm, der aus grossen Thaten entstund, machte zugleich die Ehre eines jeden einzeln privat Mannes aus. Dieses war immer eine starke Aufmunterung, grosse Handlungen zu verrichten, und eine dem republikanischen Geist angemessene Belohnung. Ihre Gesetzbücher enthielten doch nicht allein Drohungen vor das Laster, sondern auch wohlthätige Vorschriften, um sich vor alle Versuche desselben im Sicherheit zu setzen, und die Gesetzgebung erleichterte selbst die Bestimmung eines jeden einzeln Menschens, die er als Bürger gegen den Staat haben solte. Daher machte die Sorgfalt vor die Erziehung einen wichtigen Theil der Gesetzgebung bey den Völkern des Alterthums aus. So herrschte zu Sparta einen gewisse Einförmigkeit in den Tugenden, und Sitten der Bürger. „Alle genossen, wie ein neuer sehr geprießner „Schriftsteller sagt, den gleichen Unterricht, die „gleiche **Erziehung**, und die gleiche schwarze „**Suppe**. Ihre Herzen waren alle gleich groß;

 kein

„kein andres Gut konte ihre Begierden reizen, als „die Erhaltung und Verherrlichung ihres Vater„landes, als die Ehre für dasselbe zu siegen, oder „zu sterben. Die Gesetze hatten ihnen die Kennt„nisse aller andern Vergnügen entrissen.„ — Daher gründen sich die einzeln Beyspiele von Tugend, welche uns die Geschichte von diesem Volke erzählet, immer auf die Erziehung, und diese steht mit der Gesetzgebung in der genauesten Harmonie. Nach dieser Philosophie faßten jene grosse Männer des Alterthums, ein Solon, und Lycurg ihre Gesetzbücher ab, und bereiteten den Bürger, schon bey seinen ersten Auftritten in die Welt, zu der Erfüllung derselben. Die guten Sitten des Volkes, wurden also die Stütze der Gesetzgebung, welche kein Unfall erschüttern konte; und da das Volk zuerst zu der Beobachtung der häußlichen und privat Tugenden geführet wurde, so entstunden aus diesen, freywillig, auch ohne dem Gesetzgeber, die öffentlichen, die Tugenden gegen das Vaterland. Wie weit haben wir uns in spätern Zeiten von dieser wahren Philosophie, und von diesem sehr richtigen Geist aller Gesetzgebung nicht entfernt? Unsere Gesetzbücher stellen den Menschen unter einem sehr fürchterlichen Bilde vor, nicht wie er von Natur ist, sondern wie ihn die Grundsätze einer unglücklichen Erziehung, der Umgang mit der Welt, und die Stärke der Leidenschaft gemeiniglich ausbilden. Die sanfte Sprache des Menschenfreundes, welche mit Wohlthaten zur Tugend einladet, wird man ganz fruchtlos in unserm Gesetzbüchern

suchen. Man ließt überall Drohungen; und vergeblich erwartet man von ihnen eine zärtliche Sorgfalt vor unsere Sitten und Erziehung. Sie erfüllen dahero unsern Geist mit Angst und Schrecken, weit gefehlt, daß ihn die Lesung derselben zur Tugend aufmuntern, und mit angenehmen Hofnungen aufrichten und unterhalten solte. Allein aus eben dieser Ursache werden uns nur Zwang und Furcht, zu der Erfüllung derjenigen Pflichten, die wir dem **gemeinen Besten** schuldig sind, nöthigen, keine eigne Bereitwilligkeit unsers Herzens, keine Liebe gegen andere Menschen, die alle, ohne Unterschied unsere Brüder sind, wird uns hierzu bewegen. Unsere Gesetzbücher suchen zwar diejenigen Laster, welche die öffentliche Ruhe, und Sicherheit der Gesellschaften zerrütten würden, zu vertilgen; aber wie fruchtlos sind nicht selbst diese Bemühungen, da wir die Neigung zur Tugend, und den Abscheu vor das Laster nicht allgemein unter dem Volke auszubreiten suchen. Und die Verbrechen, entstehen sie denn nicht alle, aus den vernachläßigten privat Tugenden eines Volks? Wie mächtig kann demnach eine Gesetzgebung die öffentlichen Laster unterdrücken, wenn sie zuerst unsere häußlichen verbessert, mächtiger als mit allen Drohungen. Selbst auch die Beyspiele grosser Tugenden, würden in Monarchien nicht so selten seyn, wenn die Gesetzgebung mit eben der Freygebigkeit ausserordentliche Tugenden belohnte, als sie die Laster bestraft. Ein scharfsinniger Schriftsteller, hat vor einiger Zeit, diejenigen Vortheile näher

be-

bestimmt, welche ein Staat aus der Belohnung der politischen Tugenden, erhalten könnte *). Solten aber die sittlichen Tugenden eines Volkes nicht eben diese Hochachtung und Dankbarkeit verdienen? Solte eine sorgfältige Erziehung unserer Familie, auf deren Antheil zu der gemeinschaftlichen Glückseligkeit, der Staat Ansprüche macht, keiner öffentlichen Ehre würdig seyn? Eine ausserordentliche Großmuth, mit welcher wir die verfolgte Tugend aufnehmen, und dieselbe, in eben dem Augenblick, da sie der Leidenschaft nicht mehr wiederstehen kann, noch erretten, bleibt eine eben so schöne That, als jedes glänzende Verdienst um das ganze Vaterland. Eine mitleidige Besorgniß, vor unsere arme und nothleidende Mitbürger, eine Erleichterung ihres traurigen Schicksals, und ein ganz uneigennütziger Beystand, der ihrem elenden und kummervollen Leben, in verborgenem, selbst von ihnen unbemerkt, geleistet wird, verdient vor die Nachwelt vielleicht ein eben so prächtiges Denkmal, als die blutigen Siege eines muthigen Eroberers, der mit tausend Seufzern der Unglücklichen, und mit unzähligen Thränen der Elenden sich diese Ehre erkauft hat! Die Monarchie hat demnach auch ihre besondere Mittel welche dem Geschichtschreiber, die Grösse und die liebenswürdigen

*) Hyacinthus Dragonetti von Tugenden und Belohnungen. 1769. Er siehet diese Nothwendigkeit selbst ein, aber seine Absicht war, nur den politischen Tugenden Belohnungen zu bestimmen.

digen Eigenschaften der Tugend an den Beyspielen der Bürger zeigen können. Aber in despotischen Staaten wird man einem Volke selbst den Verstand rauben, und alle edle Gesinnungen des Herzens, wenn ja noch einige in ihrer Brust aufsteigen solten, alsbald unterdrücken, damit es die willkührliche Gewalt nicht einsehe, und das Elend der Sclaverey ertrage. „Was sind wohl in jetzigem „Jahrhunderte die Wirkungen wiederholter Ver„suche des Grafens von Boneval *) gewesen, „der denen Türken die ganze Grösse, und Stärke „seiner edlen Seele mittheilen wolte? Seine Be„mühungen waren fruchtlos, denn er hatte mit „einer Regierung zu thun, wo die Belohnungen „nur nach dem Eigensinn des Fürsten vertheilet „werden. Dieses machet daselbst die Menschen „gegen Verdienste, und Tugend unempfindlich. „Dieser grosse Mann wurde also der Früchte seiner „Bemühungen verlustig. Er starb, und sterbend „schmerzte ihn noch, daß er dieses unglückliche „Volk nicht aus der Barbarey zu retten vermögend „gewesen.„ Die Furcht, die allgemein herrschet, ist die einzige Stütze dieser Regierungen. Daher seufzt der Geist dieses Volks unter einer beständigen Unterdrückung, und ist von selbst aller edlen, und grossen Empfindungen unfähig. Daher wird man fruchtlos bey diesem Volke eine besondere Aemsigkeit, oder aber eine glückliche Entwickelung der mensch-

*) Dragonetti von Tugenden, und Belohnungen, S. 19. und 20.

menschlichen Fähigkeiten suchen. Je wüster das Land ist, desto mächtiger wird der Fürst gegen fremde Anfälle seyn, und je dümmer das Volk ist, desto mächtiger hat er den Thron wider innerliche Empörungen befestiget. Solche Staaten sind allezeit arm an Männern von grossen Talenten, und unfruchtbar an Beyspielen einer ausserordentlichen Tugend gewesen. Grosse Verdienste sind hier gefährlich. „Selbst*) die zärtlichsten Em„pfindungen der väterlichen Liebe, würden bey Er„blickung derselben, da nur Gewaltthätigkeit und „Furcht den Thron beschützen, auslöschen. Der „königliche Vater siehet seinen Sohn als seinen na„türlichen Feind an, und will ihn lieber dumm „und untüchtig, als gefährlich wissen.„ Diejenigen Handlungen, erlangen auch bey dem Volke selbst, als welches unter der Dummheit, und Erniedrigung seufzt, nur Hochachtung, die von gesitteten Völkern verlacht, oder wohl gar verabscheuet werden. Hier zu Constantinopel wird ein Verschnittner eben so sehr bewundert, und geschätzt, als in Engelland der Mann von Verdienst, und der Freund der Tugend!

Da edle und grosse Beyspiele, einen so tiefen Eindruck auf unser Herz machen, und uns den Menschen in derjenigen einehmenden Gestalt darstellen, die seine hohe Bestimmung verlangt; so wer-

*) Herr Iselin in der Geschichte der Menschheit im zweyten Band, S. 107.

werden freylich die verschiedenen Auftritte des Lasters in der Geschichte, unser Herz auch in Bewegung setzen, und der Anblick des Menschen, in derjenigen fürchterlichen Gestalt, zu welcher ihn entweder die Schwachheit verleitet, oder die Leidenschaft dahingerissen hat, wird auch eigne Wirkungen hervorbringen. Bey dieser Betrachtung des Lasters, muß die Weisheit der Tugend unsern Geist schon vorbereitet, und ihn mit den nöthigen Waffen ausgerüstet haben, damit wir nicht selbst, als unschuldige Zuschauer, verletzet werden. Man wird das Kind nicht zu den Gegenständen führen, welche die Sinne reitzen, aber der Jüngling, dessen Nachdenken bey der sinnlichen Vorstellung nicht stehen bleibet, kan die Wollust auch ohne Schleyer betrachten. Es ist sogar nothwendig den Ursprung und Fortgang des Lasters, die verschiedene Grade desselben, und wie immer eine Leidenschaft aus der andern wieder entspringt, deutlich und lebhaft einzusehen. Ein einziges Beyspiel ist auch bey dieser Vorstellung mächtiger, als alle Philosophie.

Johann Atherton, Bischof von Irrland, unter der Regierung **Carl** des ersten, wurde im Jahre 1598 von einer sehr guten Familie gebohren. Er erlernete die Wissenschaften mit vielem Eifer, und erhielt in sehr jungen Jahren, in der Grafschaft, wo er geboren war, eine Pfarrstelle. Schon auf Universitäten hatte ihn das Beyspiel und der Umgang eines ungetreuen Freundes auf Abwege geführt, die er immer wieder betrat, welche

che aber auch zuletzt ihm das traurige Schicksal seines erschrecklichen Lebens zuzogen. Kaum hatte man ihm diese Pfarrstelle übertragen, so verheyrathete er sich mit einem Frauenzimmer, deren Tugenden eben so vielen Beyfall und Hochachtung erhalten hatten, als ihre Artigkeit Bewunderung. Allein **Atherton**, ein Mann, dessen heftige Begierden und Leidenschaften, schon längst die Ehrfurcht vor Religion und Tugend aus seiner Seele verbannet hatten, zernichtete gar bald die Bande des heiligsten Bündnisses. Er entehret seine eigene Familie, und unterhält mit der Schwester seiner Frau einen unerlaubten Umgang. Diese Begebenheit wurde bekannt, man nahm ihm sein geistliches Amt, und er begab sich nach **Dublin**. Die Vorsicht verließ ihn damals noch nicht. Der Lord Canzler des Königreichs Irrland, suchte sein Unglück zu erleichtern, und vertraute ihm eine ansehnlichere Stelle an, als diejenige war, die er verlassen hatte. Dieser sein Wohlthäter, würdigte ihn so gar einer besondern Freundschaft, welche Ehre, wenn er nicht mit neuen Lastern seine geistliche Würde entheiliget hätte, die Schande des vorigen Lebens, würde vertilget haben. Aber auch hier erneuert er seine ehemaligen Laster. Die Pflichten der Religion, wurden von ihm verspottet; beständige Neuerungen und Unruhen in der Kirche angefangen, die Laster, welche sinnliche Begierden und Leidenschaften verlangen, ausgeübet, und zuletzt belohnte er selbst seinen Wohlthäter mit dem erschrecklichsten Undank. Dieser lebte mit

dem damaligen Statthalter in Irrland in Feindschaft, und **Atherton**, den er so wohlthätig aufgenommen, und den schwachen Ueberrest seiner damaligen Ehre, mit so liebenswürdigen Gesinnungen des Menschenfreundes, noch errettet hatte, wurde selbst sein Verräther. Dieses Laster zeigte ihm neue Ehrenstellen, und er erhielt im Jahre 1636 das Bisthum von **Waterford** und **Lismore**. Bey dieser bischöflichen Regierung entwickelte sich sein Character völlig, und das Laster erschien mit allem Gefolge der Leidenschaften. Seine Habsucht schwächte nicht allein die Güter der angesehenen Familien, sondern raubte auch den Armen und Nothleidenden allen Trost und Zufriedenheit. Sein Stolz wurde allen, die seinen Umgang suchen musten, unerträglich, und selbst Wohlthaten foderten seine Rache auf. Er speiste einsmals in dem Hause eines gewissen grossen Mannes, welches ehemals zu seinem Bisthum gehöret hatte. Da er Abschied nahm, so dankte er mit folgenden Worten: **Ich hoffe euch eben das, an eben dem Orte zu vergelten.** Man sahe ihn beständig in Gerichte, und er war unermüdet beschäftiget, Catholiken, und seine Glaubensbrüder zu unterdrücken. Seine Wollust hatte nunmehro keine Gränzen, sie blieb bey keinem vernünftigen Geschlechte stehen, sondern führte ihn zuletzt in die Gesellschaft der Thiere. Er unterstund sich sogar aus seinen lasterhaften Neigungen und den erschrecklichen Beyspielen der Wollust, die er gab, Grundsätze abzuleiten, nach welchen er seine Hand-

lungen vertheidigen wolte. Diese Grundsätze, über welche die Tugend und Unschuld einen Vorhang ziehen, breitete er überall aus, und lehrte sie öffentlich. Bey einem Manne, welcher der Vernunft allen Gehorsam aufkündigte, waren freundschaftliche Ermahnungen und Vorstellungen von dem Verlust der Ehre, ganz verschwendet. Seine Schwester unternahm zwar eine Reise, und begab sich zu ihm. Mit allen Waffen der Religion und der Tugend, suchte sie seine Laster zu besiegen, und ihn vom Untergange zu erretten; aber er blieb seinen Grundsätzen getreu, und nach diesen erhielt sie weiter keine, als folgende schreckliche Antwort: **Was seyn muß, das wird seyn, Heyrathen und Hängen gehet dem Schicksal nach.** Sie reiste dahero wieder fort, und er eilte mit schnellen Schritten seinem Verderben entgegen. Mitten unter den erschrecklichsten Lastern, die ihm schon die allgemeine Verachtung zugezogen hatten, besuchte ihn derjenige Freund, von dem seine Jugend zuerst war beleidiget, und zum Laster verleitet worden. Er erschrack heftig, als er ihn erblickte, und sein Gewissen sagte ihm gleichsam, daß dieser Mensch ein Vorbote einer baldigen Rache, die schon schnell herbey rückte, seyn sollte. In der That wurde nach einigen Wochen eine Anklage wider ihn dem Parlamente zu **Dublin** übergeben. Er wurde eingezogen, und sein Verhör endigte sich mit dem Todesurtheile. In dieser Gefangenschaft fieng er an, seine erschrecklichen Sünden zu überdenken, und faßte alle Laster, wel-

che

che sein Gewissen beängstigten, in eine Anklage zusammen, aus der er das fürchterliche Bild seines Geistes auf einmal übersehen konnte. **Alle meine Freunde**, rufte er nunmehr mit Thränen aus, **schämen sich meiner, und verlassen mich, wenn mir aber GOtt seine Gnade entziehet, was werde ich denn anfangen:** Er bat den Doctor **Bernard**, der ihn besuchte, und zu seiner grossen Veränderung vorbereitete, er möchte doch einige mitleidige Leute in der Stadt bewegen, für ihn zu beten. Einige Tage brachte er mit der lebhaftesten Reue, und unter den heftigsten Martern des Gewissens zu. Als ihn der Doctor **Bernard** wieder besuchte, so sagte er unter andern zu ihm: Sehet mich nicht, als einen solchen an, der eine Ehrenstelle in der Kirche bekleidet hat, welche ich mit Recht verlohren habe, sondern als die allerniederträchtigste und geringste Person in der Welt. Er fiel hierauf auf seine Knie, und vergoß unter einer Menge von Seufzern, so bittere Thränen, daß selbst der Doctor **Bernard** sich derselben nicht mehr enthalten konnte. Furcht, Zweifel und Anfälle der Verzweifelung erschütterten ihn bißweilen dergestalt, daß man nicht das geringste Merkmal der seligmachenden Gnade an ihm wahrnahm. Sein Geist ward beständig beunruhiget, und der Schlaf hatte ihn einige Zeit völlig verlassen. Unterdessen erfolgte eine Veränderung in der Regierung, indem der neue Statthalter von Irrland, plötzlich mit Tode abgieng. Man machte dahero dem Bischof **Atherton** Hofnung, daß sein Tod

wenigstens noch einige Zeit aufgeschoben werden könnte. Allein, er wünschte lieber einen baldigen Tod, als die Verlängerung eines schimpflichen Lebens. Könnte ich doch mein Grab, sagte er zu denenjenigen, die ihn im Gefängniß besuchten, im Abgrund des Meeres finden, und möchte doch ein Mühlstein an meinen Hals gehangen werden. Er ließ auch die Küster zu sich kommen, und befahl ihnen, daß sie ihn nicht an einer ordentlichen Stelle auf dem Kirchhofe begraben lassen solten, sondern in einem entlegenen Winkel, wo niemand zuvor begraben wäre. Am lezten Abend seines Lebens nahm er von seiner Familie, besonders von seinen Kindern mit vielem Muth Abschied, und ertheilte ihnen die besten Ermahnungen. Nicht lange hernach unterredete er sich mit seiner Frau. Die von seinen Wangen herabrollende Thränen, die anhaltenden Seufzer, und die grosse Angst, die auf seinem Gesichte lebhaft abgezeichnet war, erregten selbst bey den Zuschauern, den lebhaftesten Schmerz, und Thränen eines zärtlichen Mitleidens. Endlich brach der schreckliche Morgen an. An diesem schrieb er noch einmal an seine Frau und Kinder. Achtet wohl auf diese lezten Worte, sagte er in dem ersten dieser Briefe, von dem, der zwanzig Jahre euer Ehemann gewesen, und es, dem Lauf der Natur nach viel länger hätte bleiben können, wenn ihm seine himmelschreyenden Sünden diese Strafe nicht zugezogen, und ihn aus der Gesellschaft der Lebendigen, deren er sich unwürdig gemacht, vertrieben hätten. Ich dulde den

Tod für meine Sünden, und bitte GOtt, daß er mir solche nach seiner Barmherzigkeit durch JEsum Christum vergeben wolle. Durch mein Leiden leidet auch ihr an eurer Ehre und Vermögen, und an allem, was zu dieser Welt gehöret. Diesen Vortheil habt ihr von mir. Mir ist nur noch eine kurze Zeit zur Busse übrig; ihr könnet aber durch GOttes Gnade noch eine lange Zeit zur Besserung haben. Daher wünsche ich, daß ihr solche wohl anwendet, und nicht eine Minute verliehret. Wendet euch zu dem HErrn eurem GOtt, von ganzem Herzen. Ergebet euch der Gedult und Danksagung. Ich zweifle nicht, daß GOtt Mitleiden mit euch haben, und sich an euch und meinen Kindern als einen Vater beweisen werde. Werfet diesen Brief nicht weg; wenn ihr ihn gelesen habt, sondern hebt ihn als einen Edelstein auf, und leset ihn oft durch, als das **Vermächtniß** von demjenigen, der jetzo kein anderes geben kan. — Als ihn der Doctor **Bernard** besuchte, so bat er ihn, er möchte doch, wenn er des Sonntags begraben würde, von seinem Leben predigen. Aber ich bitte euch, setzte er hinzu, redet nichts Gutes von mir, sondern saget nur dieses, was alles Aergerniß von dem Predigtamt aufheben, und mich zum Beyspiel einer nützlichen Warnung für die Menschen machen kan. Hierauf nahm er Abschied von den Gefangenen auf dem Schlosse. Als die Stunde seines Todes sich näherte, und er die Versammlung des Volks sahe, zitterte ihm sein Herz, weil er an seine Kinder zurück dachte. Allein, er sammlete

lete bald wieder neuen Muth und Stärke. Er gab einige erbauliche Bücher seinen Freunden, und dem Doctor einen Siegelring, als ein Zeichen seines Andenkens. Nicht lange hernach wurde er aus dem Gefängniß abgeholt. Auf dem Richtplatze kam einer von dem geringsten Volke, und lachte ihn aus, und als er eben auf die Leiter steigen wolte, klagte ihn ein anderer öffentlich wegen seiner Ungerechtigkeit an. Er hielt eine lange Rede, betete und weinete, so, daß selbst das Volk, welches um ihn herum auf den Knien lag, Thränen vergiessen muste. Nach dieser Rede bat er das Volk, daß, wenn jemand aus der Stadt **Waterfort** zugegen wäre, er ihn doch seinen Nachbarn empfehlen, und ihnen sagen möchte, daß keiner von der römischen Kirche an dieser Anklage wider ihn, den geringsten Antheil habe. Er nahm darauf von allen, die um ihn waren, Abschied, und legte seine Kleider ab. Als er sich der Leiter näherte, so wolte er gern noch dem **Scherif** danken, und von ihm besonders Abschied nehmen. Aber dieser trat zurück, und gab ihm keine Antwort. Er stieg also die Leiter hinauf, betete noch einmal, und kaum hatte er dieses Gebet vollendet, so wurde seinem Leben ein schreckliches Ende gemacht. Dieses war der letzte Auftritt des Lasters, das selbst bey der schmerzhaftesten Reue, wenigstens bey einigen Zuschauern kein Mitleiden, sondern öffentliche Verachtung fand.

Kann man die **Tugend** alsdenn erst in ihrem vollen Glanze betrachten, wenn Sie mit

Bey-

Beyspielen grosser, und edler Handlungen die Göttlichkeit ihres Ursprungs beweiset; so wird man auch die Stärke der menschlichen Leidenschaft nicht lebhafter empfinden, als wenn Sie mit geschäftiger Hand unzählige Uebel auf dem Erdboden verbreitet. Diese Beyspiele der Tugend, führen unsern Geist zu Grundsätzen einer gemeinnützigen, und wohlthätigen Philosophie. Das Anschauen der Tugend mildert diejenige Härte, die unserm Geist oft angeboren ist, verfeinert die selbst durch Grundsätze der Erziehung, rohe und verdorbene Sitten, und sezt die edelsten Triebe der menschlichen Natur, die ausserdem unthätig einschlummern würden, in Bewegung. Es ist wahr, so wie man aus jenen vortreflichen Beyspielen Grundsätze ableiten, und sich ein eignes System der Tugend bilden kann; so bleiben Beyspiele des Lasters, zumal wenn der Geschichtschreiber den Trost eines ruhigen Gewissens blendenden Vortheilen aufopfern wolte, immer gefährliche Klippen, an welchen der unschuldige und noch unerfahrne Jüngling leicht scheitern könte. Auch das Laster, wandelt, wie die Tugend, auf verschiednen Wegen; es hat seine eigne verborgne Waffen, die unserm Herzen desto gefährlicher sind, und dasselbe desto leichter erobern. Die Geschichte zeigt uns die Ausbrüche der menschlichen Leidenschaften, und zugleich ein gewisses sinnliches Vergnügen, welches das Laster alsbald begleitet, da die Tugend ihren Freunden gemeiniglich nur entfernte Belohnungen ertheilen kan. Da nun die Befriedigung sinnli-

cher Begierden, ein unaufhörlicher Wunsch nach gegenwärtigem Vergnügen, ohne die Zukunft zu überdenken; eine gewisse Neigung zu verschiednen Fehlern; und eine vorzügliche Leidenschaft, die sich nur allzuoft selbst in das Laster verwandelt, den grösten Theil des menschlichen Geschlechts, unumschränkt beherrschen; so kan die Betrachtung des Lasters in Beyspielen, oft diese natürlichen Schwachheiten noch mehr vergrössern, und einen gefährlichen Einfluß auf das menschliche Herz haben. Wenn wir die Oeconomie unsers Herzens sorgfältig prüfen, so finden wir, daß alle Tugenden, und Laster von unsern natürlichen Neigungen ihren Ursprung nehmen, und daß eine weise Herrschaft über selbige, uns besonders tugendhaft, und also auch glücklich, und zufrieden machen könne. Je mehr wir diese natürlichen Neigungen zu dem Glück unserer Nebenmenschen anwenden, und je stärker das Gefühl von Güte ist, welches sie in Bewegung setzt, einen desto grössern Grad der Vollkommenheit erlanget unsere Tugend. Allein wenn diese Neigungen nur auf unsere besondere Vortheile gerichtet sind, und sich von den allgemeinen entfernen, so brechen die Laster hervor. Da wir uns nur mit uns selbst beschäftigen, so gehen alle Empfindungen gegen andre verlohren. Wir können sie nicht anders, als mit feindseligen Gesinnungen betrachten, aber auch keine andern von ihnen erwarten. „So wird endlich die Seele eine „Wüsteney, wo alles wild ist, wo alles Schöne „und Gefällige verschwindet, und lauter Unge-

„heu-

„heures und Häßliches übrig bleibt„ *). Die richtige Stellung, und glückliche Bildung dieser natürlichen Neigungen, würde also bey Erziehung der Kinder die vornehmste Sorge der Eltern ausmachen. Diese können wir in eigentlicher Bedeutung den Unterricht vor das Herz nennen, welcher mit keinen Unkosten vergesellschaftet ist, noch auch viele Weitläuftigkeiten und Umstände verlangt. Er ist eben so einfach, als die menschliche Natur. Das arme verlassene Kind einer unglücklichen Familie wird ihn oft bey aller seiner Armuth weit eher erhalten; als der Sohn eines begüterten und reichen Mannes, da das sinnliche Vergnügen, zu dem er ohnaufhörlich geführet wird, die Güte seiner natürlichen Neigungen schwächt, und zugleich, das Wahre, das Vergnügen des Geistes, zerstöhret. Ohne diesem Unterricht des Herzens, ist aller Unterricht vor dem Verstand, ein uns zuletzt selbst tödtendes Gift; mit ihm aber eine heilsame Arzeney vor uns, und das ganze menschliche Geschlecht. Die Gewohnheit macht auf diese unsere natürlichen Neigungen ohnstreitig den tiefsten Eindruck, und je öfterer wir sie zu einem Gegenstand führen, desto mehr stärken wir dieselben. Dieses verursachet oft, daß wir eine Leidenschaft nachahmen ohne es zu bemerken, und daß der Mensch von Niemanden mehr, betrogen wird,

*) Untersuchung über die Tugend. Aus dem Englischen des Grafen von Shaftesbury übersetzt, Berlin, 1747. S. 217.

als von sich selbst. „So kan in Liebessachen mit „ein wenig angenommenem Wesen und mit Hülfe „einer verliebten Geschichte ein funfzehnjähriger „Knabe so wohl, als ein gesetzter Mann von funf„zig Jahren versichert seyn, daß er ein sehr natür„licher Geck werden, und in allem Ernst diese Lei„denschaft empfinden werde *).„ Wenn erdichtete Gewohnheiten, den Menschen so leicht verleiten können, daß er sich tiefer in selbige hinein arbeitet, als er selbst glaubt, wie vielmehr wahre Beyspiele der Geschichte. „Wahrheit ist die mächtigste „Sache von der Welt, und selbst die Erdichtung „des Lasters, kann alsdenn erst gefallen, wenn sie „einige Aehnlichkeit von selbiger beybehält„ **). Wenn demnach der Geist des Jünglings noch nicht völlig nach den Grundsätzen der Tugend gebildet ist; wenn er noch nicht fähig seyn kann, das Vergnügen des Geistes, welches aus dem Bewustseyn solcher Handlungen, die mehr das Glück der andern, als sein eigenes befördern, entsteht, zu empfinden; so würde ich ihm niemals das Bild des Lasters, in seinem gefährlichen und verführerischen Putze vorstellen. Einige Laster, wenn sie den äussersten Grad erreicht haben, oder aber, wenn sie die Verachtung augenblicklich verfolgt, erregen freylich alsbald einen Unwillen, und wenn wir auch noch keine Grundsätze der Tugend haben,

*) Shaftesbury Schreiben über den Enthusiasmus S. 6.

**) Eben daselbst, S. 4.

ben, so lehrt uns oft schon unser innerliches Gefühl, die grosse Disharmonie dieser oder jener Handlung, mit der menschlichen Natur, und erwecket Abscheu. Ich will einem Kinde folgende Begebenheit des Ritter Richard **Steele** mehr als einmal erzählen; und es soll gewiß lernen den **Geizigen** verachten, und verspotten.

Niemand hat wohl die Klugheit und gute Wirthschaft so schön angepriesen, als Richard **Steele**, indessen war er zu nichts weniger aufgelegt, als zur Ausübung derselben. Seine natürliche Neigung zur Munterkeit, und Verschwendung zog ihn oft in Umstände, welche ein so zärtliches Herz auf das lebhafteste kränken musten. Unter sehr vielen Personen, die sich in seinen Umgang und Schriften verliebet hatten, bewunderte ihn beynahe niemand mehr, als ein gewisser Baronet in **Lincolnshire**, welcher sich immer zu **Bettons** aufhielt. Dieser Edelmann besaß sehr grosse Güter, und ersuchte R. **Steele** zu verschiednen malen, er möchte ihm nur befehlen, alles was in seinem Vermögen wäre, stünde ihm zu Dienste, und er würde ihn hierdurch ungemein verbinden. **Steele** bedankte sich immer, weil er eben zu dieser Zeit seiner Freygebigkeit entbehren konte, mit aller Höflichkeit und Dankbarkeit. Als aber nachher einige Ausschweifungen ihn in die Nothwendigkeit gesetzt hatten, eine Summe Geldes zur Befriedigung eines ungestümen Mahners zu borgen, entschloß er sich bey dieser Gelegenheit seinen Freund

um 100 Pfund Sterling auf etliche Tage anzusprechen. Der Edelmann empfieng ihn mit vieler Höflichkeit, und Ehrerbietung, erneuerte die Anbietung seiner Dienste, und bat, ihm eine Gelegenheit zu zeigen, bey welcher er ihn von seiner Hochachtung, und Freundschaft überzeugen könte. Ja Sir, sagte Steele, in eben dieser Absicht komme ich jetzo zu Ihnen. Können Sie mir 100 Pfund Sterling auf ein paar Tage vorstrecken, so werde ich es als eine besondere Probe ihrer Gewogenheit betrachten. Hätte Steele ihm eine Pistole auf die Brust gesetzt, und mit Drohen das Geld abgefordert, so hätte dieser keine grössere Bestürzung von sich blicken lassen können, als diejenige war, worein ihn diese unerwartete Bitte versetzte. Alle Anerbietungen seiner Dienste waren nur auf dem Glauben, daß jener sich derselben niemals bedienen würde, gegründet gewesen, und hatten keine andere Absicht, als des Steele Freundschaft, und Umgang zu gewinnen, woraus er sich, so lange es ihm nichts kostete, eine grosse Ehre machte. Nachdem er unterdessen etwas wieder zu sich selbst gekommen war, stammlete er heraus: Ey wahrhaftig Sir Richard, ich dienete Ihnen gerne mit allen was in meinen Vermögen ist. Allein jetzt habe ich keine 20 Guineen im Hause. Steele welcher wohl merkte, daß es nur eine elende Ausflucht sey, ärgerte sich gewaltig über seine Niederträchtigkeit, und schlechte Entschuldigung. So (sagte er) Sir, Sie haben mir durch Versicherung ihrer Dienstbegier-

begierde eine Entdeckung meiner Umstände abgelocket: und nun versagen Sie mir die thätigen Proben ihrer Freundschaft, und Achtung. Ich kann eine abschlägliche Antwort ertragen: aber ich leide nicht, daß man mich mit Spott abweise. Seyn Sie darum so gut, und überlegen es, ob Sie lieber mir mein Verlangen bewilligen, oder die Wirkungen meines Zorns erfahren wollen. Dieses sagte er mit einem so ernsthaften Ton, daß der Baronet erstaunte, und, als ob er sich eben recht besönne, antwortete: **Gott! mein theuerster Sir Richard, ich bitte Sie tausendmal um Vergebung! Bey meiner Ehre ich dachte nicht daran, — Gott verzeihe mir! daß ich einen Bankozettel von 100 Pfund Sterling in der Tasche habe. Er ist Ihnen herzlich gern zu Dienste.** Hiermit zog er den Zettel hervor; R. Steele steckte ihn so gleich bey sich, sagte aber: Ob wohl ich mich sonst schämen würde von einer Person, die so niederträchtig ist, als ich Euch habe kennen lernen, eine Gefälligkeit anzunehmen; so will ich doch, ehe ich mich zum Narren machen lasse, diese 100 Pfund annehmen, und sie euch, wenn es mir gelegen seyn wird, wieder zustellen. Damit ihr aber künftig auf eine anständigere Art andern gefällig werdet, so muß ich mir die Freyheit nehmen, **Euch zur Stärkung eures Gedächtnisses, ein wenig bey der Nase zu ziehen.** Dieses that er auch alsbald, und nahm seinen Abschied. Der Baronet blieb erstaunet über diese seltsame

Begegnung, und schamroth über seine Niederträchtigkeit stehen *).

Wie oft weiß aber nicht auch der Geizige diese Leidenschaft zu verbergen? Bald soll ihn die Wohlfarth des ganzen Staats, bald ein Blick in die fürchterliche Zukunft, seine eignen Bedürfnisse, die Schicksale seiner Familie, welche entweder schon vorhanden ist, oder die er wohl gar erst erwartet, von den Empfindungen einer erbarmenden, und wohlthätigen Liebe zurück halten. So wie Carl der zweyte, König von Engelland, alle seine Laster zu verbergen wuste, und der gröste Heuchler war, der jemals regieret hat; so wuste er auch den äusserlichen Schein der Freygebigkeit beyzubehalten, und unter dieser Masque den Geiz zu verstecken. Er war so sehr in den Hudibras des Samuel Buttlers verliebt, daß er ihn beständig in der Tasche hatte, bey jeder Gelegenheit anführete, und desselben niemals ohne Bewunderung gedachte. Allein die einzige Gnade, welche Herr Buttler, von diesem Monarchen erhalten hat, bestund in einem Geschenk von 300 Pfund, und der Versprechung, daß er alle Aemter, ohne die gewöhnlichen Abgaben zu entrichten, erlangen solte. Carl schlug so gar denenjenigen, die ihm bey seinem traurigen Schicksale, mit einer seltnen

*) Anekdote von dem Ritter Richard Steele im neuen Bremischen Magazin, des zweyten Bandes, erstes Stück, S. 82 u. f.

nen Großmuth beygestanden hatten, Gefälligkeiten ab, welche seinem Geitz widersprachen; aber er wuste sie immer mit Versprechungen zu hintergehen, und seine Leidenschaft zu verbergen. Da es einmal nothwendig ist, daß der Jüngling, eben so wohl von dem Laster, als von der Tugend, Beyspiele betrachte, so zeige man ihm die Leidenschaft in der erschrecklichsten Gestalt, und die Tugend in ihrem vollen Glanze. Auf diese Art wird der Unwille sich viel zu stark seiner Seele bemächtigen, als daß ihm das Laster gefährlich werden solte; vielmehr kan diese Betrachtung, einen edlen Enthusiasmus zur Tugend hervorbringen. Oft weiß der Sclave der Leidenschaft, jeder seiner Schwachheiten eine einnehmende, und gefällige Gestalt zu geben. Wie nachtheilig könte nicht die Betrachtung dieses Bildes vor das unschuldige Herz des Jünglings seyn? Selbst Handlungen des Lasters, da er nicht fähig ist, den Schleyer hinweg zu ziehen, und die verborgensten Tiefen des menschlichen Herzens zu ergründen, könten wol gar in seiner Brust eine Nacheiferung erregen, die Grundsätze der Tugend aus selbiger verbannen, und ihn gerade in die traurigste Sclaverey führen. Allein wenn der Jüngling die erschrecklichen Folgen des Lasters auf einmal erblickt, so wird sich selbst seine natürliche Abneigung vergrössern; und wenn er den Fortgang der Leidenschaften, und die Verwandschaft der Laster, auch nur sinnlich betrachtet, so wird er selbst gegen sein eignes Herz ein edles Mißtrauen fassen. Dieses wird

am ersten von den sanftern Ausbrüchen unglückseliger Neigungen auf Abwege geführet, die nach und nach ihre Stärke verdoppeln, so daß wir zuletzt unfähig seyn, ihnen Widerstand zu leisten. Beyspiele demnach eines schwachen Fehlers, bey dem man nur die Unvollkommenheit der menschlichen Natur beklagen wird, können vor unser Herz und unsere Sitten immer gefährlich seyn. Sie erregen diejenigen Neigungen, über welche die Vernunft eine beständige Herrschaft ausüben muß, und da wir, nach den uns einmal angebohrnen Trieben, einige Ausschweifungen, der Schwäche der menschlichen Natur bereitwillig vergeben, so würden wir gestärkt durch die Gewohnheit, und durch wahre Beyspiele, eben so mitleidige Richter unsers eignen Herzens seyn. Diese Betrachtung schwacher Fehler macht demnach entweder gar keinen Eindruck auf unser Herz, oder giebt uns wohl gar die erste Gelegenheit zu ähnlichen Thorheiten. Wenn wir einmal den unglücklichen Anfang mit diesen gemacht haben, so ist der Schritt zu grössern zugleich gethan, und unsere Eigenliebe wird freygebig genung seyn, den weitern Fortgang dieser Thorheiten, selbst wenn sie schon in große Vergehungen ausarten, als schwache Fehler zu betrachten, die, wie bey den Beyspielen der andern, einzig und allein der Unvollkommenheit der menschlichen Natur zugeeignet werden müssen. Allein lasterhafte Handlungen, auf welchen das menschliche Herz im fürchterlichsten Bilde abgedrücket ist, zernichten von selbst alle Nach-

sicht und Entschuldigung. Unser innerliches Gefühl empöret sich, und indem uns Furcht und zittern zugleich überfallen, so bewahren diese Beyspiele unser Herz selbst vor Schwachheiten, und vor den ersten Versuchen der Leidenschaft. Auf diese Art ist die wahre Geschichte eines jeden Lasters, vor unser Herz ein lehrreicher Unterricht, und jenes fürchterliche Bild, drückt sich zu tief in unsere Seele ein, als daß wir nicht bey jeder, auch schwachen Entfernung von der Tugend, zittern, und Unruhe empfinden solten. Wer wird nicht selbst den Gedanken der Undankbarkeit unterdrücken, wenn er die schreckliche Gestalt derselben, an jenem abscheulichen Beyspiele wahrnimmt? Pegi war die Tochter eines armen Pächters auf dem Lande des Vaters, des Herren Grace. Wie sie zehn Jahr alt war, trug es sich zu, daß der junge Herr, welcher eben von der Universität zurückgekommen war, sich in der dasigen Gegend mit der Jagd belustigte, und bey ihrem Vater einsprach. Er schien ihr gleichsam eine andere Gattung von Mannspersonen zu seyn, als alle die sie bishero gesehen hatte. Seine Gegenwart gab ihr ein Vergnügen, das sie noch nicht empfunden hatte, und sie fühlete seinen Abschied, als den Verlust der allerschätzbarsten Sache. Seit der Zeit erwählte er einen Strich des dasigen Landes zu seinen gewöhnlichen Ergötzungen, und seine Besuche wurden häufiger, und länger; wobey er nicht ermangelte ihr kleine Geschenke zu bringen, welche Gelegenheit gaben, daß sie ihre Neigung durch

manche ungekünstelte Zeichen verrieth. Nach einigen Jahren starb der alte Herr Grace. Ihres Vaters Umstände verbesserten sich ungemein, ohne daß jemand wuste, wie es zugieng, und er war im Stande sie in eine Kostgängerschule zu schicken, wo sie auf das sorgfältigste in allem, was sie nur lernen konte, unterrichtet wurde. Nunmehro fieng sie an zu merken, wem sie alle Wohlthaten zu danken hatte, und ihr junges Herz wurde von der lebhaftesten Dankbarkeit durchdrungen. Je zärtlicher unterdessen ihre Empfindungen wurden, je mehr hielt sie sich zurück, und so oft ihr Wohlthäter sie besuchte, thaten sie sich beyde einen sichtbaren Zwang an, ihre Leidenschaft zu verbergen, weil sie es für unanständig, und er für unzeitig hielt dieselbe zu entdecken. Wie sie das sechzehnte Jahr erreicht hatte, sprach Herr Grace sie feyerlich um die Ehe an. Obgleich ihr Herz diesen Antrag mit Entzücken empfand, so nahm sie doch mit einem gewissen Widerwillen ein Glück an, welches sie der Ehre desjenigen, den sie wie ihre Seele liebte, vor nachtheilig hielt. Fünf Jahre, die glücklichsten Jahre, so jemals auf Erden sind gelebt worden, brachte sie in diesem neuen Stande zu, indem sie wechselsweise einer des andern Vergnügen baueten; und sie erfreuete ihren Freund mit dreyen liebenswürdigen Kindern, vollkommenen Abdrücken des Bildes, welches ihrer Seele allezeit gegenwärtig war. Wie Herr Grace eines Abends später als gewöhnlich nach Hause kam, brachte er einen verwundeten Edelmann mit; doch in aller möglichen

chen Stille, um sie in kein Schrecken zu setzen. Dieß war Lord Riot, dessen Leben Herr Grace, mit Gefahr seines eignen, der Rache eines beleidigten Ehemannes, der ihm zu mächtig worden war, entrissen hatte. Weil man fürchtete, daß seine Wunden tödlich wären, wolten die Wundärzte ihn nicht wegbringen lassen. Er lag also sechs Wochen in ihrem Hause, während welcher Zeit, sich die Gemahlin des Herrn Grace so wohl durch die Gesetze der Gastfreyheit, als das Begehren ihres Gemahls verpflichtet hielt, ihm mit einer ausserordentlichen Sorgfalt, und Leutseligkeit aufzuwarten, die er nachmals mit dem schrecklichsten Undank belohnte. Da er Abschied nahm, schien er verlegen zu seyn, wie er seine Dankbarkeit recht ausdrücken solte. So bald er völlig hergestellet worden, schickte er ihr, wie eben Herr Grace, auf dem Landgute war, einen sehr kostbaren diamantnen Halsschmuck. Sie sandte aber des Verräthers Geschenk alsbald zurück. Des folgenden Tages ließ er sich bey ihr melden? sie verbath es aber mit der Entschuldigung, daß sie in Abwesenheit ihres Gemahls keine Besuche annähme. Dem ohnerachtet trat er am dritten Tage, durch Vermittlung ihres Mädchens, das er bestochen hatte, in ihr Zimmer. Sie schmälete auf das heftigste, daß sie die Verwegenheit gehabt, ihn ohne Erlaubniß herein zu lassen, flog, ohne ihm ein Wort zu sagen, in ihr Cabinet, und schlug die Thüre hinter sich zu. Hierauf hörete sie einige Zeit nichts von Lord Riot, aber er und sein

Werkzeug waren nicht müßig. Da sie eines Abends sehr schläfrig war, legte sie sich zu Bette, und blieb ohne Empfindung, biß sie am folgenden Tage in einem fremden Bette, und in den Armen ihres grausamen Ehrenschänders erwachte. Sie erhob ein Geschrey, und sprang, nachdem sie ihn mit aller Gewalt von sich gestossen hatte, auf den Boden. Mittlerweile sie ihre Kleider überwarf, stellte sie sich alles Gräßliche ihres Zustandes lebhaft vor Augen. Sie eilte zur Thüre, fand sie aber verschlossen. Nunmehro verlohr sie plötzlich den Verstand. Sie schlug in der Raserey Spiegel und Porcelain in tausend Stücken, und warf alles was ihr vor die Hände kam, dem Bösewicht in das Gesicht, welcher durch ihre Wuth erschrecket, durch eine Hinterthüre entwischte, die er verriegelte. Einige Frauenspersonen, die er ihr zuschickte, brachten sie aus einer starken Ohnmacht wieder zurecht. Die theuren und zärtlichen Bilder ihres Gemahls und ihrer Kinder stellten sich hierauf ihren Augen dar. Ihr Wahnwitz verlohr sich in ihrem Schmerze. Sie weinete ohne Aufhören. Drey Wochen blieb sie so eingekerckert in diesem verzweiflungsvollen Zustande, und so oft Lord Riot vor ihr kam, stelleten sich die Anfälle der Raserey wieder ein. Endlich fassete sie sich so weit, daß sie ihm die bittersten Verweise, wegen der unauslöschlichen Schande, worein er sie gestürzet hatte, wegen des Verlusts ihrer Ehre, und welches ihr noch empfindlicher war, wegen ihres Gemahls und Kinder, welchen sie nie wieder un-

ter die Augen kommen durfte, geben konte. Unterdessen da sie ihrem Verräther diese Vorwürfe noch machte, hörte man unten an der Treppe ein Lärmen. Der Lord flog nach einem Paar in der Kammer hangender Pistolen. Die Thüre sprang auf. Plötzlich trat ihr Gemahl herein. Lord Riot feuerte auf ihn, und man hörte jemand fallen. Sie wartete aber nicht den Ausgang des Tumults zu sehen. Der Anblick ihres beleidigten Gemahls war ihr jetzo fürchterlicher als alle Rache ihres Räubers. Da die Thüre offen stund, stürzte sie sich auf die Gasse hinaus. Sie rannte ohne zu wissen wohin, und flohe endlich in eine kleine Bude, wo sie sich bey dem Zahltische niedersetzte, und in Ohnmacht sank. Die arme Frau des kleinen Hauses begegnete ihr sehr leutselig. Pegi erzählte ihr die unglückliche Begebenheit, und da sie sich einmal auf ewig von ihrer Familie, Freunden, ja wo möglich vor der Welt verbergen wolte, so bath sie dieselbe ihr einen Dienst zu verschaffen. Die Frau wieß sie zu der Lady H⸗⸗, welche eben zum Unterricht und Erziehung ihrer kleinen Mädchens, ein Frauenzimmer suchte. Ihre Gestalt redete ausnehmend zu ihrem Vortheil, und aus ihrem Gesichte konte man alle Tugenden lesen, ob sie gleich zu verstehen gab, daß sie sich derselben eben nicht rühmen dürfe. Wie sie die Lady H⸗⸗ nach ihren Zeugnissen fragte, antwortete sie mit einem überaus niedergeschlagenem Blick; ich habe nie gedienet; ich bin eine unglückliche Fremde die sich keines Menschen Vorspruch zu getrösten hat;

alles was ich bitte, ist, daß sie mich in ihr Haus nehmen, und sich meinen Fleiß gefallen lassen. Die Lady entschloß sich, sie zu behalten, und erfuhr nach einer genauern Befragung, daß sie einige Sprachen verstund, und alle ein Frauenzimmer zierende Geschicklichkeit besaß. Pegi bekam eine ungemeine Zärtlichkeit gegen die Kinder der Lady; sahe dieselbe aber stets mit einem schwehrmüthigen Vergnügen an, und oftmals bemerkte man, daß unter dem Ankleiden, und Unterricht derselben, Thränen ihren Augen entfallen wolten. Dieses, nebst tausend Annehmlichkeiten, welche ihre Worte, und Handlungen begleiteten, erweckte in der Lady H,, eine ungedultige Begierde zu erfahren, wer, und woher sie wäre. Wie sie diese Neugier merkte, sagte sie einsmals mit einem kläglich flehendem Blick: Ach Madame begehren Sie nicht etwas zu wissen, das mir ihren Haß zuziehen würde! Begehren Sie nicht die Erzählung meiner Schande zu hören, zumal da ich ihnen dieselbe nicht ohne Beleidigung tugendhafter, und verehrungswürdiger Personen eröfnen kan. Am folgenden Tage trat der Gemahl der Lady in das Zimmer, wo eben Pegi in der entlegensten Ecke, mit den kleinen Mädchens schwatzte. Mein Schatz, sagte er, ich komme so eben von Herrn Grace, unserm neuen Freunde, zu dessen Lob ich ihnen neulich so viel gesagt habe. Nachdem ich mir sein Haus zeigen lassen, stieg ich ohne Umstände die Treppe hinauf, und fand mich nach dem Eintritt in seine Kammer, von einem unvermu-

theten, und rührenden Anblick in Erstaunen gesetzt. Gleichwie er einem Spiegel gegen über saß, sahe ich ihn, ohne daß er es merkte: er hatte auf jedem Knie ein zartes Kind, welche er, unter Vergiessung vieler Thränen, eines um das andre liebkosete, und zärtlich an seine Brust drückte. Endlich wurde er meiner gewahr, und sagte, indem er voller Verwirrung auffuhr: Sie haben mich überraschet in meinen Klagen über den Verlust einer falschen Frau, welche zu lieben ich mich doch nicht entbrechen kan, und deren Vergehen nicht vermögend ist, meine Zärtlichkeit gegen diese ihre unschuldige Kinder zu unterdrücken. Die Elende hat sich vom Lord **Riot** verführen lassen, und ist mit demselben, wie ich neulich auf dem Landgute war, ihrer Ehre, und Wohlfarth entlaufen. Wo sie geblieben, habe ich nicht erfahren können. Wolten sie wohl die Gütigkeit haben, sich nach ihr einmal zu erkundigen? Es wäre schade, wenn eine so liebenswürdige Person, solte in das äusserste Verderben rennen. Hier ist ein Bankozettel von 500 Pfund, wenden Sie mein Freund, dieses Geld zu ihrer Errettung an, wie sie es am besten urtheilen; damit nicht die Noth sie noch tiefer in den Abgrund der Laster stürze. Bey diesen Worten fiengen die Kinder der Lady erbärmlich an zu schreyen: **Pegi** ist todt! unsere liebe **Pegi** ist todt! Der Lord und seine Gemahlin liefen augenblicklich hinzu, und trafen sie in einer Ohnmacht an, worin sie einige Stunden blieb, ohne das geringste Zeichen des Lebens von sich blicken zu las-

lassen. Nachdem sie endlich die Augen wieder geöfnet, sahe sie die Lady mit einem schmachtenden Blick an, und sagte: Ach Madam nun kennen sie mich! Ich bin freylich schuldig; aber ich bin doch mehr unglücklich, als schuldig. Weil sie neulich begierig waren meine Umstände zu wissen, so will ich sie ihnen nun ohne das geringste zu verhelen, oder zu bemänteln, entdecken. Sie erzählte hierauf ihre traurige Geschichte. Da der Ritter, und seine Gemahlin sie hoch schätzten, und innigst bedauerten, bemühten sie sich dieselbe zu beruhigen, durch Vorstellung, daß in ihrem Vorfalle nichts wäre, woraus auch der strengeste Richter, ja selbst der allerempfindlichste Ehemann, ihr Vorwürfe machen könte. Ach Madam, antwortete sie, wenn auch mein Körper so wäre, als meine Seele ist, so würde ich doch des Herrn Grace unwürdig seyn. Darf ich denn seinem tugendhaften Busen Beflecknug bringen? Was wird die Welt davon denken, daß ich 3 Wochen in dem Hause eines Ruchlosen gewesen bin? Ach ich kan meinen allerliebsten Kindern nur Schande, und meinen Verwandten nichts als Beschämung nachlassen! Doch ich fühle, daß das Ende meines Elendes mit starken Schritten herannahet. Indem sie dieses sagte, veränderte sich ihr Gesicht, und der Ritter bat sie, sich nieder zu legen, ob sie etwas Ruhe bekommen möchte. Einige Stunden hernach trat ein Edelmann in das Haus, und verlangte sehr hastig den Gemahl der Lady H** zu sprechen. Es war Herr Grace. Freue dich, sagte er sehr hitzig, mein werthester

thester Ritter mit mir! Meine Pegi ist unschuldig. Sie ist noch so tugendhaft, als sie allezeit gewesen. Der Bösewicht Lord Riot hat durch Versprechungen von tausend Guineen ihr Kammermädchen vermocht, ihr einen Schlaftrunk zu geben, und sie, wie sie nichts von sich selbst wuste, in sein Haus bringen lassen. O meine Pegi! Möchte ich sie doch nur einmal wieder sehen! Wie Riot es unmöglich gefunden, sie zu seinem Willen zu zwingen, hat er dem Weibsbilde den Lohn ihrer Verrätherey nicht geben wollen: worauf sie, um sich zu rächen, mir den Ort, wo er meine Gemahlin verschlossen, bekant gemacht. O mein gequälter, mein beschämter Engel! Wo bist du hingekommen? ich nahm einen Befehl von der Obrigkeit, und brach mit Gewalt in des Bösewichts Haus. Er richtete eine Pistole nach mir, traf aber zum Glück seine Mitschuldige. Darauf zog er den Degen, ich durchbohrete ihm aber im zweyten Gange das Herz. Die Verrätherin starb nicht alsbald an den Wunden, sondern hat bis diese Stunde gelebt, und in ihren Todesängsten mir den ganzen Zusammenhang dieser Verschwöhrung entdecket. Lady H** und ihr Gemahl trösteten den Herrn Grace, und sagten, daß seine Gemahlin in Sicherheit, bey ihnen, aber etwas unpäßlich wäre, weswegen sie sich zur Ruhe begeben hätte. Er war aber viel zu ungedultig als daß er sich abhalten lassen wolte sie sogleich zu sehen. Die Lady gieng voran in ihre Kammer, um ihr die Ankunft ihres Gemahls bekant zu machen.

Wie er auf das zärtlichste sich ihr näherte: richtete sie sich plötzlich im Bette auf; aber in ihrem Busen regeten sich tödliche Empfindungen. Sie starrete ihn mit wilden Blicken an, und bestrebete sich zu reden, konte aber kein Wort hervorbringen. Endlich ergriff sie seine Hand, drückte sie an ihre Lippen, sank sanft nieder, und verschied unter dem Kusse *). Wie stark müssen wir nicht, bey einer aufmerksamen Betrachtung dieser Handlungen gerührt werden? Allein man zeige dem Jüngling dieses Laster, in einer einnehmenden Gestalt, umgeben mit demjenigen blendenden Schimmer, der unsere Sinne in Bewegung setzt, und unserer Phantasie schmeichelt? vielleicht wird er alsdenn, um nur seine Neigungen zu stillen, gerade den Weg betreten, den er fliehen solte, und das Beyspiel wird zuletzt seinem Herzen ein tödendes Gift seyn. Kein Mensch, er müste denn ganz seine Natur verleugnen, wird einen Lord Riot nachahmen, und auf eben dem Wege die Tugend entehren wollen? Die Undankbarkeit erscheint, in einem viel zu fürchterlichem Bilde, als daß nicht selbst der Bösewicht wenigstens auf einige Augenblicke zittern, schamroth und bestürzt zurücke treten solte. Eben das Laster wird er in jenem erdichtetem Beyspiele mit einer stillen Zufriedenheit, mit einem heitern Lachen, und wol gar mit einem gefährlichen Wunsche betrachten.

We-

*) Dieses Beyspiel ist entlehnt, aus dem Bremischen Magazin, zweyten Bandes, erstes Stück, S. 30 : 40.

Weder das Haus noch das Herz des Herrn **Allwehrts** war für einen einzigen Menschen verschlossen, beyde aber stunden doch vor andern Leuten von Verdiensten offen. Vor allen andern hatten vernünftige und gelehrte Leute an seiner Gunst einen ganz besondern Antheil. Denn ob es ihm gleich an einer gelehrten Erziehung gefehlet hatte, so besaß er doch besondre natürliche Fähigkeiten, und hatte durch eine starke, wiewol späte eigene Uebung in den Wissenschaften, und durch vielen Umgang mit vortreflichen Leuten von dieser Art, so vielen Vortheil erlanget, daß er selbst in den meisten Arten der Wissenschaften einen vollkommenen Richter abgeben konnte. Er war auch keiner von denen großmüthigen Personen, die bereit sind, witzigen und gelehrten Leuten ganz gütiger Weise, Essen, Trinken, und Wohnung zu geben, und keine andere Dankbarkeit dafür erwarten als Aufmunterung, Unterricht, Schmeicheley, und Unterthänigkeit, und kurz, daß solche Leute sich unter die Zahl ihrer Bedienten rechnen sollen, ohne jedoch ihres Herren Liverey zu tragen, und Lohn zu empfangen. Unter andern Leuten von dieser Art fand sich auch der Doctor **Blifil**, ein Mann der das Unglück gehabt hatte, die Vortheile grosser natürlicher Gaben durch den Eigensinn eines Vaters zu verliehren, der ihn zu einer Lebensart auferzogen, die ihm nicht gefiel. Diesem Eigensinne zu gehorchen, hatte sich der Doctor in seiner Jugend genöthiget gesehen, sich auf die Arzneywissenschaft zu legen, oder vielmehr zu sagen,

daß er sich darauf legte; denn in der That und zu seinem Unglücke war er fast in allen andern Wissenschaften, ausser in der einzigen, Meister, mit welcher er sein Brod verdienen solte. Die Folge davon war, daß er in dem Alter von 40 Jahren kein Brod zu essen hatte. Eine solche Person, als diese, konnte sich gewiß versprechen an des Herrn **Allwerhrts** Tafel gut bewillkommet zu werden, bey welchem das Unglück anstatt einer Empfehlung diente, wenn es anders von der Thorheit, oder Gottlosigkeit anderer Leute, und nicht von der unglücklichen Person selbst, herrührte. Ausser diesem Verdienste hatte der Doctor noch sonst etwas, das ihn angenehm machte. Dies war ein grosser Schein der Gottesfurcht. Gefiel dieser Zug in seinem Character dem Herrn **Allwehrt**, so fand auch seine Schwester, die Jungfer **Brigitta** ihr Vergnügen daran. Sie brachte ihn auf manche Religionsstreitigkeiten; bey welcher Gelegenheit sie allemal eine grosse Zufriedenheit über des Doctors Wissenschaft, und nicht weniger über die Complimente bezeigte, die er ihr in Ansehung ihrer eignen Wissenschaft machte. Ihre Gespräche waren in der That so rein, ihre Blicke so weise, und ihr ganzes Betragen war so ernsthaft, und so feyerlich, daß sie den Namen einer Heiliginn eben so wol verdiente, als die, deren Namen sie führte, oder als sonst eine andere Weibsperson in dem ganzen römischen Calender. Wie Sympathien von aller Art Liebe zu erwecken fähig sind, so lehrt uns die Erfahrung,

daß keine so gerade zu diesem Wege leiten, als die von der gottesfürchtigen Art zwischen Personen beyderley Geschlechts. Der Doctor sahe sich in solcher Gunst bey der Jungfer Brigitta, daß er nunmehro anfieng den unglücklichen Zufall zu beklagen, der ihm vor ohngefehr 10 Jahren begegnet war; nemlich seine Verheyrathung an eine andere Person. Diese war nicht allein noch am Leben, sondern was noch ärger war, dem Herrn Allwehrt war solches nicht unbekannt. Er hatte diesen Sachen noch nicht lange nachgedacht, als es ihm einfiel, daß er einen Bruder hätte, der unter keiner solchen unglücklichen Unfähigkeit stünde. Er zweifelte nicht daran, daß dieser Bruder sein Glück machen würde; denn seiner Meynung nach entdeckte er an der Dame eine Neigung zum Ehestande. Dieser Herr war ohngefehr 35 Jahr alt. Er war von mittelmäßiger Grösse, und nach dem gemeinen Sprüchwort, ganz wol gebildet. Er hatte eine Narbe an seiner Stirne, welche nicht sowol seiner Schönheit Eintrag that, als vielmehr seine Tapferkeit bezeigte; denn er war ein Officier. Er hatte gute Zähne, und wenn er wolte, etwas angenehmes in seinem Lächeln; wiewol nicht nur sein Gesicht, sondern auch sein ganzes Wesen und seine Stimme viel rauhes an sich hatte. Er konnte dieses indessen doch allemal ablegen, und sich ganz artig und aufgeräumt zeigen. Er war nicht unangenehm, und es mangelte ihm nicht gänzlich am Witze. Er hatte so wol, als der Doctor, eine academische Er-

ziehung

ziehung gehabt; denn sein Vater hatte ihn mit derselben väterlichen Gewalt, deren wir vorhin gedacht haben, zum geistlichen Stande bestimmt. Allein, da der alte Herr gestorben, ehe er noch ordiniret worden, so erwählte er die streitende Kirche, und zog den Beruf des Königes, dem Beruf des Bischofs vor. Er hatte sich die Stelle eines Dragonerlieutenants gekauft, und war nachgehends Capitain geworden. Weil er aber Verdruß mit seinem Obristen gehabt; so hatte er sich genöthiget gesehen, seine Stelle wieder zu verkaufen. Von dieser Zeit an hatte er sich ganz dem Bauernstande gewiedmet, und seine Zeit fleißig mit Studiren in der Schrift zugebracht. Es war also nicht unwahrscheinlich, daß eine solche Person bey einer Dame ihr Glück machen würde, die so heilig war, und deren Neigungen sich nur bloß auf den verheyratheten Stand überhaupt richteten. Warum aber der Doctor, der in der That keine besondere Freundschaft für seinen Bruder hatte, seinenthalben dem Herren Allwehrt für seine Gastfreyheit so übel danckte, ist eine Sache, davon wir so leicht keine Ursache angeben können. Haben etwa einige Naturen ein Vergnügen am Bösen, wie man von andern glaubt, daß sie ein Vergnügen am Guten finden? oder ist eine Zufriedenheit damit verknüpft an einem Diebstahle wenigstens mit Antheil zu haben, wenn man solchen selbst nicht begehen kan? Oder endlich (welches die Erfahrung wahrscheinlich macht) empfinden wir eine Beruhigung, wenn wir unsere Familien vergröß-

grössern können, ob wir gleich nicht die geringste Liebe noch Achtung für dieselben haben? Ob einige von diesen Bewegungsgründen bey dem Doctor gewürket, das wollen wir nicht ausmachen. Genug, es geschahe so. Er ließ seinen Bruder holen, und fand gar leicht ein Mittel, ihn dem Herren **Allwehrt** als eine Person vorzustellen, die nur einen kurzen Besuch bey ihm abstatten wolte. Der Capitain war noch nicht acht Tage in dem Hause gewesen, als der Doctor Ursache hatte, sich wegen seiner Einsicht Glück zu wünschen. Dieser Mann war gewiß ein eben so grosser Meister in der Kunst zu lieben, als es Ovidius ehemals gewesen. Er hatte über dieses bequeme Lehren von seinem Bruder empfangen, die er nicht ermangelte, zu seinem besten Vortheile anzuwenden. Die Jungfer **Brigitta** hatte auch kaum einige Zeit des Capitains Gesellschaft genossen, als sie von der Liebe eingenommen ward. Sie fühlte, kannte, und genoß die angenehme Empfindung, wovon sie überzeugt war, daß sie nicht nur unschuldig, sondern auch liebenswürdig wäre, daher sie sich für dieselbe weder fürchtete noch schämte. Der Capitain merkte nicht so bald ihre Leidenschaft, in deren Entdeckung er sehr scharfsinnig war, als er dieselbe getreulich erwiederte. Die Dame war eben so wenig, als ihr Liebhaber, der Schönheit wegen merkwürdig. Ich wolte es zwar versuchen, ihr Bild zu entwerfen; allein das ist schon von einem weit geschicktern Meister, dem Herren **Hogarth** selbst, geschehen, vor welchem sie schon vor vielen

Jah=

Jahren gesessen hat. Dieser Herr hat sie neulich in einem Kupferstiche von einem Wintermorgen öffentlich dargestellet, wovon sie kein unebnes Sinnbild abgiebt. Man siehet sie auf demselben nach **Coventgarden**, mit einem verhungerten Laquayen hinter sich her, der ihr das Gebetbuch nachträget, zur Kirche gehen. Der Capitain zog gleichfals sehr weißlich die dauerhafteren Ergötzlichkeiten, die er bey dieser Dame zu geniessen hatte, den vergänglichen persönlichen Reitzungen vor. Er war einer von den weisen Leuten, welche die Schönheit an dem andern Geschlechte, als eine werthlose Eigenschaft ansehen; oder aufrichtiger zu reden, der lieber alle Bequemlichkeiten des Lebens mit einer heßlichen Frau geniesen, als eine schöne ohne diese Bequemlichkeiten haben wollen. Er war dahero gleich von seiner Ankunft, wenigstens von dem Augenblicke an, da sein Bruder ihm die Parthey vorgeschlagen, (ehe er noch an der Jungfer **Brigitta** einige schmeichelhafte Zufälle entdeckt hatte) gar sehr verliebt in des Herren **Allwehrts** Haus, seine Gärten, Ländereyen und Erbgüter gewesen. Weil nun der Herr **Allwehrt** dem Doctor erkläret hatte, daß er nicht willens wäre, zum andernmal zu heyrathen, weil seine Schwester seine nächste Anverwandtinn war, und weil der Doctor es von ihm herausgelocket hatte, daß er dereinsten ein Kind von seiner Schwester zu seinen Erben einsetzen wolte, wie wohl dieses ausserdem schon durch die Gesetze würde geschehen seyn; so sahen es der Doctor, und sein Bruder als eine gutthätige

Hand-

lung an, einer menschlichen Creatur das Daseyn zu geben, die mit den wesentlichen Mitteln der Glückseligkeit so reichlich könte versorgt werden. Alle Gedanken der beyden Brüder waren daher darauf gerichtet, dieser liebenswürdigen Dame Gunst zu erlangen. Allein das Glück, so eine zärtliche Mutter ist, und für die Lieblinge unter ihren Kindern oft mehr thut, als sie wünschen, oder verdienen, hatte für den Capitain so fleißig gearbeitet, daß, wie er Anschläge machte seinen Vorsatz ins Werk zu richten, die Dame mit ihm schon einerley Begierde empfand, und sichs an ihrer Seite eben so sauer werden ließ, ihn aufzumuntern, jedoch ohne sich das Ansehn zu geben, daß sie darbey gar zu geschäftig wäre; denn sie beobachtete alle Regeln des Wohlstandes auf das genaueste. In diesem Stücke glückte es ihr indessen gar leicht; denn weil der Capitain beständig auf das genauste Achtung gab, so entwischte ihm kein Blick, keine Geberde, kein Wort. Das Vergnügen, welches er aus dem freundlichen Bezeigen der Jungfer **Brigitta** schöpfte, ward durch seine Furcht für den Herrn **Allwehrt** nicht wenig verringert. Denn so uneigennützig derselbe auch war, so glaubte doch der Capitain, er würde, wenn der Handel angehen solte, dem Beyspiele der andern Menschen in der Welt folgen, und nicht in eine Parthey willigen, die in Ansehung des Eigennutzes seiner Schwester so nachtheilig wäre. Er entschloß sich also alle geheime Gelegenheiten in Acht zu nehmen, schön mit ihr zu thun;

in der Gegenwart des Herrn Allwehrts aber, so viel als möglich an sich zu halten, und auf seiner Hut zu seyn; und diese Aufführung ward von seinem Bruder höchstens gebilliget. Er fand gar bald ein Mittel seiner Gebieterin mit ausdrücklichen Worten sein Anliegen zu eröfnen, von welcher er eine Antwort in gehöriger Form erhielt, nemlich die Antwort, die bereits vor einigen tausend Jahren zuerst gegeben, und seit der Zeit durch die Tradition von Mutter auf Tochter fortgepflanzet worden. Wenn ich sie ins Latein übersetzen solte, so würde ich sie mit diesen beyden Worten geben: nolo episcopari; eine Redensart, die bey einer andern Gelegenheit gleichfals sehr lange im Gebrauch gewesen. Wie auch immer der Capitain zu der Wissenschaft gekommen seyn mag, so verstand er die Dame doch vollkommen wohl, und wiederholte kurz darauf seinen Antrag mit mehrerer Hitze und Ernst als vorhin, er ward auch abermals in gehöriger Form abgewiesen. Gleichwie aber bey ihm die Hitze seiner Begierden zugenommen hatte; so hatte bey der Dame aus eben derselben Eigenschaft die Heftigkeit der Verweigerung abgenommen. Kurz, der Capitain avancirte in gehöriger Form, die Citadelle ward in gehöriger Form vertheidiget, und endlich in gehöriger Form auf Discretion übergeben. Während dieser ganzen Zeit, welche beynahe einen Monat ausmachte, bezeigte sich der Capitain gegen seine Dame in Gegenwart ihres Bruders ganz eingeschränckt, und je glücklicher er in Geheim war, je mehr hielt er öffentlich

fentlich zurück. Und was die Dame anbetraf, so hatte sie sich nicht so bald ihres Liebhabers versichert, als sie sich in Gesellschaft äusserst gleichgültig gegen ihn aufführte; so daß der Herr Allwehrt die Einsicht des Teufels, und vielleicht wol gar noch einige von seinen schlimmern Eigenschaften, müste gehabt haben, wenn er von demjenigen, was vorgieng, den geringsten Argwohn gehabt hätte. In allen Handlungen, werden sehr wenige vorläufige Ceremonien erfordert, die Sache zum Stande zu bringen, wenn es beyden Partheyen ein gleicher Ernst ist. So gieng es auch allhier, und der Capitain und seine Dame waren in weniger als einem Monat Mann und Frau. Die gröste Schwierigkeit war nunmehro die Sache dem Herrn Allwehrt beyzubringen, und dieß ward von dem Doctor unternommen. Als der Herr Allwehrt einst in seinem Garten spazieren gieng, kam der Doctor zu ihm, und sagte mit dem ernsthaftesten Ansehn, und der grösten Unruhe, die er in seinem Gesichte nur immer vorstellen konte: Ich komme, mein Herr, ihnen eine Sache von der äussersten Wichtigkeit zu sagen. Wie werde ich ihnen aber dasjenige vorbringen können, was mich in die äusserste Verwirrung setzet, wenn ich nur daran gedenke! Hierauf brach er in die bittersten Schmähungen über Manns- und Frauenspersonen aus. Mein Herr, sagte er, hätte ich wohl vermuthen können, daß eine Dame von solcher Klugheit, solcher Gelehrsamkeit, einer so unanständigen Leidenschaft hätte

nachhängen sollen; oder hätte ich wol glauben können, daß mein Bruder — warum nenne ich ihn so? Er ist nicht mehr mein Bruder — Das ist er aber dennoch, sagte Allwehrt, und der meinige darzu. - Das gestehe ich, mein Herr, sagte der Doctor, so wissen sie die erstaunliche Sache? — Hören sie, Herr Blifil, antwortete der gute Mann, mein beständiger Grundsatz in meinem ganzen Leben ist gewesen, alles von der besten Seite anzusehen. Ob gleich meine Schwester verschiedene Jahre jünger ist, als ich, so ist sie doch alt genung vernünftig zu seyn. Hätte er ein Kind betrogen, so würde ich mich länger darauf bedacht haben, ihm zu verzeihen; allein ein Frauenzimmer über 30 Jahre solte doch wol billig wissen, was am besten zu ihrer Glückseligkeit dienet. Sie hat einen Herren geheyrathet, der ihr vielleicht an Mitteln nicht völlig gleich ist. Wenn er aber in ihren Augen einige Vollkommenheiten hat, die diesen Mangel ersetzen können, so sehe ich keine Ursache, warum ich mich der Wahl ihrer eignen Glückseligkeit widersetzen solte, von welcher ich eben so wenig, als sie, glaube, daß sie einzig und allein in einem unermeßlichen Reichthum bestehe. Zwar hätte ich, zumal da ich so oft erkläret, daß ich in alle Vorschläge willigen wolte, wol erwarten können, daß man mich bey dieser Gelegenheit mit zu Rathe gezogen; doch es sind dieses sehr kützliche Sachen, und die Bedenklichkeiten der Schamhaftigkeit lassen sich nicht überwinden. Auf ihren Bruder bin ich in der That im geringsten nicht

böse.

böse. Er hat keine Verbindlichkeit gegen mich, ich glaube auch nicht, daß er es nöthig gehabt meinen Beyfall zu verlangen, weil das Frauenzimmer in dem Alter ist, da sie ihre Aufführung bloß vor sich selbst zu verantworten hat. Der Doctor wiederholte die Anklage seines Bruders, beschuldigte den Herrn **Allwehrt** einer gar zu grossen Gelindigkeit, und erklärte sich, er würde niemals dahin können bewegt werden, ihn wieder zu sehen, noch ihn für seinen Anverwandten zu erkennen. Hierauf brach er in eine Lobrede der Gütigkeit des Herrn **Allwehrts** aus, und erhob seine Freundschaft auf das höchste. Er beschloß damit, daß er sagte, er würde es seinem Bruder niemals verzeihen, da ihm diese Begebenheit, die Freundschaft des Herrn **Allwehrts** gar leicht hätte rauben können. **Allwehrt** antwortete: Hätte ich auch einigen Widerwillen gegen ihren Bruder gehabt, so würde ich doch diese Empfindung niemals den Unschuldigen haben entgelten lassen. Nun aber versichere ich sie, daß ich gar keinen dergleichen Widerwillen habe. Ihr Bruder scheinet mir ein vernünftiger, und ehrliebender Mann zu seyn. Ich mißbillige den Geschmack meiner Schwester nicht, und ich zweifle auch nicht daran, daß sie nicht gleichfals der Gegenstand seiner Neigungen seyn solte. Der Doctor erzählte nunmehro seinem Bruder, alles, was zwischen dem Herrn **Allwehrt**, und ihm vorgefallen war. Er setzte dabey mit einem Lächeln hinzu: ich habe dich gewiß recht sehr angeschwärzet, ich habe so gar den gu-

ten Mann gebeten, dir nicht zu verzeihen. Denn du kanst leicht erachten, da er zu deinem Vortheile eine solche Erklärung gethan, daß ich daher mit aller Sicherheit an eine Person von seiner Gemüthsbeschaffenheit, eine solche Bitte wagen konte. Denn meine Absicht war, sowol um deinet- als auch um meinetwillen allem Verdacht so viel als möglich vorzubeugen. Der Capitain Blifil, machte sich für dießmal nichts daraus; nachgehends aber machte er es sich ganz besonders zu nutze. Eine von den Grundregeln, die der Teufel bey seinem letzten Besuche auf der Erden seinen Jüngern hinterlassen, ist diese, wenn man einmal aufgestanden ist, den Stuhl unter einem wegzustossen. Das heist auf gut deutsch so viel, wenn man durch die guten Dienste eines Freundes sein Glück gemacht hat, so muß man suchen sich seiner so bald als man kann zu entledigen. Ob der Capitain nach dieser Grundregel gehandelt, das will ich nicht eigentlich ausmachen. Das können wir indessen mit aller Zuversicht sagen, daß seine Handlungen gar wol aus diesem teuflischen Grundsatze konnten hergeleitet werden; und es ist in der That schwer denselben einen andern Bewegungsgrund zuzuschreiben. Denn so bald er nur die Jungfer Brigitta besaß, und mit dem Herrn Allwehrt ausgesöhnet war; fieng er auch an gegen seinen Bruder eine Kaltsinnigkeit zu bezeigen, die täglich zunahm, und endlich in eine Feindseligkeit ausschlug, so jedermann in die Augen fiel. Der Doctor that ihm dieses Bezeigens wegen, wie sie allein waren,

Vor-

Vorstellungen; allein er erhielt weiter nichts als folgende deutliche Erklärung: Wenn ihnen in meinem Haus etwas nicht gefällt mein Herr, so wissen sie, daß sie die Freyheit haben, dasselbe zu verlassen. Diese unerhörte, grausame und ganz unverantwortliche Undankbarkeit des Capitains war dem armen Doctor ein tödtlicher Herzensstich. Denn die Undankbarkeit rühret das menschliche Gemüth niemals so sehr, als wenn sie von solchen Leuten herkömmt, um derentwillen wir uns der grösten Verbrechen schuldig gemacht haben. Gedanken über grosse und gute Handlungen, sie mögen von denen, um derentwillen sie geschehen sind, auch noch so schlecht aufgenommen und vergolten werden, verschaffen uns allezeit einigen Trost; allein, was für einen Trost können wir bey dem empfindlichen Elende der Undankbarkeit unsers Freundes wol haben, wenn unser verwundetes Gewissen uns entgegen tritt, und uns vorwirft, daß wir es in dem Dienste einer so unwürdigen Person beflecket haben? Der Herr **Allwehrt** selbst redete mit dem Capitain seines Bruders wegen, und verlangte von ihm zu wissen, was ihm der Doctor zuwider gethan hatte. Allein der hartgesinnte Bösewicht war so niederträchtig zu sagen, er würde ihm das Unrecht niemals vergeben, das er ihm zu seinem Vortheile erwiesen hätte; welches er, wie er sagte, aus ihm herausgelocket, und welches ein so grausames Verfahren wäre, daß es nicht vergeben werden müste. **Allwehrt** ließ sich über diese Erklärung in sehr heftigen Ausdrücken heraus,

und sagte, daß dieselbe einer menschlichen Creatur gar nicht anständig wäre. Er bezeigte auch gegen ein unversöhnliches Gemüth einen solchen Widerwillen, daß sich der Capitain endlich stellte, als wenn ihn seine Gründe überzeuget hätten, und er bezeigte sich äusserlich auch nicht anders, als wenn er wirklich versöhnet wäre. Die junge Frau war noch in ihren Spielmonathen, und in ihren Mann so sehr verliebt, daß er in ihren Augen niemals Unrecht haben konnte. Und wenn er ein Mißfallen an jemanden hatte, so war es auch schon Ursache genug, daß er ihr gleichfalls nicht gefiel. Der Capitain war, auf des Herrn Allwehrts Anhalten, wie wir schon gesagt haben, dem äusserlichen Ansehn nach, mit seinem Bruder ausgesöhnet; allein der alte Groll blieb doch immer in seinem Herzen. Er fand auch so häufige Gelegenheit, ihm solches zu verstehen zu geben, daß das Haus dem armen Doctor endlich unerträglich ward. Er entschloß sich daher, lieber alle Unbequemlichkeiten, die ihm in der Welt begegnen mögten, auszustehen, als ein solches grausames und undankbares Bezeigen länger von einem Bruder zu erdulten, für den er so viel gethan hatte. Einmal war er willens, dem Herrn Allwehrt die ganze Sache zu entdecken. Er konte es aber von sich selbst nicht erlangen, sich einem Bekenntnisse zu unterwerfen, wodurch er einen so grossen Theil der Schuld über sich nehmen muste. Und über dieses, je schlechter er seinen Bruder vorgestellet, desto grösser würde seine Beleidigung dem Herrn Allwehrt

vorge-

vorgekommen seyn, und er hatte daher Ursache zu befürchten, daß seine Empfindlichkeit darüber um so viel grösser seyn würde. Er wandte daher einige Geschäfte vor, weswegen er wegreisen müste, und versprach, bald wieder zu kommen. Er nahm auch mit einer so wohl verstellten Zufriedenheit von seinem Bruder Abschied, daß der Herr **Allwehrt**, weil der Capitain seine Rolle eben so vollkommen dabey spielte, ihre Versöhnung für gewiß hielt, und recht wol damit zufrieden war. Der Doctor gieng gerades Weges nach London, allwo er gar bald darauf für Gram starb. Es ist dieß eine Krankheit, woran mehr sterben, als man gemeiniglich glaubt, sie würde auch in den Todtenlisten einen guten Platz einnehmen, wenn sie sich nur nicht von andern Krankheiten darinne unterschiede, daß kein Arzt sie heilen kann *).

Von wie viel gefälligen Handlungen begleitet, wenigstens nach der Denkungsart, oder nach der Erziehung sehr vieler Menschen, wird in diesem Beyspiele nicht das Laster der Undankbarkeit vorgestellet? Der feine Betrug, mit welchem beyde Brüder einen **Allwerth** zu hintergehen wissen, wird vor die menschlichen Neigungen immer eine angenehme und unterhaltende Abwechslung seyn, und die ungetreuen Rathschläge des Capitains,

*) Dieses Beyspiel ist entlehnt aus der Historie des menschlichen Herzens in den sonderbaren Begebenheiten Thomas Jones eines Fündlings, erster Theil, S. 54.

können vielleicht, nach der eignen Hausphilosophie eines erleuchteten Zeitalters, nicht allein gebilliget, sondern wol gar bewundert werden. Da das Laster mit aller Verschlagenheit zu der Ausführung seiner Absichten sich vorbereitet; da es selbst seinen Ränken den Anstrich einer wohl ausgedachten Klugheit zu geben weiß, und zuletzt eben darum über Tugend und Rechtschaffenheit triumphiret; so werden Eitelkeit und Eigenliebe, diese ihrer Natur nach so häßliche Leidenschaften, zu stark aufwachen, als daß wir nicht immer auf die so schön belohnte List des Capitains zurücke sehen, seine Untreue aber, das Schicksal des unglücklichen Bruders, und die redliche Denkungsart des Allwehrts gar bald vergessen solten. Es ist wahr, die menschliche Natur scheint mit einer grössern Anlage zum Guten, als zum Bösen, geboren zu werden, und in dieser Betrachtung, würde die Tugend, in der natürlichsten Einfalt, einen tiefern Eindruck auf unser Herz machen, als das Laster, ausgeschmückt mit allem feinen Betrug und Verschlagenheit, und selbst mit Siegeszeichen gekrönt. Es würden also die Neigungen zum Guten, beym Anschauen der Tugend, und des Lasters, den Leidenschaften, wenn sie erwachten, muthig begegnen, denselben ihre Stärke rauben, und sie gar bald übermannen. Allein man denke sich eben den Menschen, der mehr zum Guten, als zum Bösen, bestimmet ist, von der Stunde seiner Geburt an bis zu der Entwickelung seiner sinnlichen, und von diesen, bis zu der Ausbildung

der

der höhern Kräfte des Geistes; so werden freylich die sinnlichen Bilder, die ihn stets umgeben, die Sitten und die Leidenschaften der andern, welche sich von allen Seiten auf ihn losdrängen, die Anlage zum Guten schwächen, und jene die Anlage zum Bösen wird die Oberhand gewinnen. Auf diese Art muß man sich freylich die menschliche Natur weit eher böse, als gut denken. Aber sie war es nicht in der Stunde ihrer Geburt, sondern sie nahm in dem Fortgange ihrer Entwickelung die häßlichen Züge der Menschlichkeit an. Nach diesem Umgange, und nach dieser Mannigfaltigkeit des Sinnlichen, wird man sowol die Stärke und Schwäche der Leidenschaften, bey ganzen Völkern, als auch selbst die National-Laster gar leicht bestimmen können. Der Deutsche, seinen Vorfahren entgegen gestellt, macht freylich einen wunderbaren Contrast, aber das Sinnliche ist auch wol zu keinem Zeitpuncte höher gestiegen, als in unsern Tagen. Die artigen Manieren bey allen Ständen, machen die alte Redlichkeit zum sinnreichen Gespötte, und die vielen Modefarben, mit welchen sich die unedle Begierde des Kindes eben sowol, als die hassenswürdigste Leidenschaft des Greises, auszupußen weiß, verdunkeln die edle Einfalt guter Neigungen. Man kan also, ohne ein allzustrenger Richter der Menschlichkeit zu seyn, immer annehmen, daß der Mensch mehr nach unedlen Leidenschaften, als nach richtigen Neigungen handelt, und daß, wenn beyde zugleich erreget werden, jene die letzteren gar

bald überwältigen. Eben der Mensch wird sich also viel leichter in das ausgeschmückte Bild des Lasters, als in die ungekünstelte Redlichkeit, und in den unschuldigen Anstand der Tugend verlieben. Er wird vielmehr Enthusiasmus bey sich empfinden, die fein überdachte, und glücklich ausgeführte Rolle des Capitains nachzuspielen, als daß er wird wollen, durch eine sorgfältige Nachahmung der Tugend und Rechtschaffenheit, eben so wie ein **Allwerth**, betrogen werden. Wie unglücklich würde nicht alsdenn der Unterricht aus diesem Beyspiele vor das menschliche Herz seyn! Solte man aber dieses nicht von jeder erdichteten Geschichte sagen können, in welcher gemeiniglich die Leidenschaft, als eine **Courtisane** aufgeführet wird: Die Tugend aber, in der Gestalt einer **Vestalin** ihr nachfolget, auf die man höchstens noch darum zurücke sieht, um ihr feyerliches Gelübde zu verspotten. Es wird also wol immer gefährlich bleiben, sich, in der Hofnung, einige Grundsätze der Tugend zu erhaschen, dem heftigen Kampfe der Leidenschaften anzuvertrauen, und die Erfahrung sagt uns wenigstens, daß romanenhafte Laster eben nicht unter die Seltenheiten zu zählen sind; die Tugend aber einer Clarisse, so wie die platonische Liebe nur viele Bewunderer, selten Nachahmer erhalte. Vielleicht sind einige Leser so großmüthig, diese Urtheile als Bußthränen zu betrachten, vergossen vor ein Buch, das mit heller Stimme ist verdammt worden, oder sie glauben wol gar, diese Betrachtung sey das erste Opfer,

welches

welches der Verfasser dem Orden der Heuchler darbringe, um als ein würdiges Mitglied aufgenommen zu werden. Der Thränen würde er sich nicht schämen, aber die letzte Ehre muß er vor der Hand verbitten, da diese Verwandlung vor sein Herz, und seine ganze Denkungsart ein wenig zu schnell seyn würde. — Auf diese Art, wenn der Jüngling, höre ich mir den Einwurf machen, das Laster, stets in der abscheulichsten Gestalt, und von der Strafe verfolgt, nie in reizbarem und gefälligem Putze, betrachten soll; so wird er zwar aus sclavischer Furcht die Befehle der Tugend erkennen, niemals aber mit bereitwilligem Herzen ihren gütigen und sanften Scepter verehren. Man raubt also seinen Handlungen das wesentliche Verdienst, und er bleibt vielleicht nicht anders der Tugend getreu, als der Betrüger der Ehrlichkeit, der eines so warnenden Anblicks, wie der Galgen ist, immer vonnöthen hat. Ich wolte ihm selbst das Laster ausschmücken helfen, und dasselbe mit allen Liebkosungen ihm zuführen, wenn ich nur nicht so lebhaft überzeuget wäre, wie stark der Fortgang des menschlichen Lebens, die Güte der natürlichen Neigungen schwäche, und wie sinnliche Gegenstände mit ihrem äusserlichen Anstand uns immer stärker rühren, als eine **wahre Grösse**, die wir erst mühsam entdecken sollen. —

So wie die Geschichte uns mannigfaltige Beyspiele von Tugenden zeigt, und mit verschiednen Abwechslungen: mit eben so veränderlichen

Sitten

Sitten wandelt das Laster daher. Vielleicht würde eine genaue Berechnung von den Tugenden und Schwachheiten eines Volks, das moralische Verderben der Länder eben so glücklich zurücke halten können, als die cameralistischen Ausrechnungen das politische. Wie viele Laster, welche mit aller Güte und Redlichkeit des Herzens, selbst mit einem frommen Eifer vor das Ansehen der Religion und Tugend, nach Grundsätzen einer trügenden Philosophie, nach allgemeinen Sitten und Gewohnheiten, oder nach Vorurtheilen sind begangen worden, haben nicht in allen Zeiten das menschliche Geschlecht beunruhiget? Mit welchem Erbhaß haben nicht diejenigen Völker gegen einander gewütet, welche der Enthusiasmus der Religion beseelet hatte? wie stark war nicht die Tugend, wie groß das Verdienst, wenn einer den andern recht andächtig quälen konte? Es ist wahr, wenn wir traurige Beyspiele von dieser Gattung in den Geschichtsbüchern unserer Vorfahren lesen, so beklagen wir die Schwäche und Ohnmacht des menschlichen Geistes, der so leicht von dieser panischen Leidenschaft ergriffen wurde, weit gefehlt, daß wir mit dem Schwerdt in der Hand nach eben der Tugend streben solten. Die Gottesgelehrten und Philosophen haben zum Glück der Menschheit, wenigstens in einem grossen Theile der Welt, der **Religion** ihre grausame und melancholische Mine genommen. Allein, wenn auch der Mensch, in der thörigten Hoffnung, sich der Tugend gefällig zu machen, nicht mehr sein ganzes Gefühl

der

der Menschlichkeit unterdrücket, wenn er auch nicht mehr mit dem mächtigen Beystande eines Galgens oder Scheiterhaufens, die Moral ausübet, so sind noch immer Vorurtheile genug übrig geblieben, die unsrer Vernunft und unserm Herzen, obgleich mit mehrerer Kunst, einen fast ähnlichen Betrug spielen. Ich verlange sie nicht zu nennen. Ein flüchtiger Blick in die Geschichte der Welt würde ausserdem nicht hinreichend seyn, um mit punctueller Genauigkeit zu bestimmen, wie in allen Zeiten und bey allen Nationen das Ansehen und die Gewalt des Vorurtheils, mit dem ehrwürdigen Namen der Tugend ein gefährliches Spielwerk getrieben, und die gröbsten Laster, unter ganz erbaulichen Namen, von einer Nachkommenschaft zur andern fortgepflanzt hat. Wie tief muß also der Mensch in sich und in seine Handlungen hinein schauen können, wenn er nicht Gefahr laufen will, bey aller Liebe zur Wahrheit, und bey den edelsten Gesinnungen eines redlichen Herzens, sich selbst auf die grausamste und mitleidungswürdigste Art zu hintergehen? welche Reformation muß er nicht oft mit seiner Vernunft und mit seinem Herzen unternehmen, wenn der Plan, nach dem er erzogen wurde, sich auf Tradition gründete, und wenn er vielen Grundsätzen, entweder überhaupt auf Treue und Glauben, oder nach der Ausrechnung zeitlicher Vortheile, die man ihm versprach, seinen Beyfall gab? Wie sorgfältig muß er nicht die Beyspiele, welche ihn umgeben, oder die er in den Geschichtsbüchern aufgezeichnet

zeichnet findet, betrachten, und die Natur der Handlungen prüfen, ob sie mit der weisen Oeconomie eines höhern Wesens, und also auch mit der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts übereinstimmen? Wie viele aber dieser edeln und weisen Geschöpfe müssen nicht wegen ihrer eingeschränkten Vernunft, des Lichts verfehlen, und in der Finsterniß herum irren, und die Lehrer der Wahrheit, deren Beruf es seyn solte, die Vorurtheile zu vermindern, und die wahre Gestalt der Tugend und des Lasters zu zeigen, unterrichten sie gemeiniglich nach Leidenschaften. Die Sache der Wahrheit kan unserm Eigennutz niemals ein so gefälliges Opfer darbringen, als die einmal herschende Gewohnheit, und unserer Ruhe und äusserlichen Glückseligkeit ist es freylich bequemer und vortheilhafter, niemanden in seinem angenehmen Wahne zu beunruhigen, und ihm das Vergnügen eines süssen Traums nicht zu entreissen. Die Moral hat oft gewiß eben so falsche Grundsätze, als die Staatskunst; und die Geschichte der vergangnen Zeiten preiset uns oft das durch die Vorurtheile und die Sitten der Welt gleichsam geheiligte Laster, als eine kostbare und seltne Tugend an, möchte doch aber die tägliche Erfahrung endlich einmal hier zu widersprechen anfangen. Schwachheiten, die wir von unsern Vorfahren gleichsam geerbet, zu verlassen; Leidenschaften auszurotten, welche uns eine falsche Philosophie erlaubt; Laster zu verabscheuen, die vielleicht gar die Gesetze von uns verlangen,

oder deren Unterlassung unsere ganze zeitliche Wohlfarth zerstöhret; welche tiefe Kentnisse, aber zugleich auch welcher männliche Muth der Seele werden nicht zu diesen grossen Entschliessungen erfordert? Wie eifrig wünsche ich, bey ähnlichen Schicksalen des menschlichen Lebens, allen meinen Lesern eben die Grösse und Standhaftigkeit des Geistes, welche ein **Bower** so schön bewieß, und dessen vortrefliches Beyspiel unsere ganze Aufmerksamkeit verdient.

Archibald Bower, würde niemals die Wahrheit der Religion, in welcher er war erzogen worden, untersuchet haben, wenn er nicht das Amt eines Secretairs bey der Inquisition zu **Macerata** erhalten hätte. Allein die unerhörten Grausamkeiten dieses Gerichts, rührten ihn auf das äusserste, und da er als Beysitzer sie alle mit ansahe, so gerieth sein Geist in die gröste Unruhe. Bey verschiedenen Gelegenheiten, hatte er, nach der Sprache der Inquisition, einige Schwäche, nach der Sprache der Menschlichkeit aber, Mitleiden bezeiget. Der Inquisitor hatte ihm dieserwegen einige Verweise gegeben, und man konnte voraussehen, daß wenn er seine Bedienung niederlege, jedermann diesen Entschluß seiner Unzufriedenheit an dem Verfahren des heiligen Gerichts zuschreiben würde. Denn eine Stelle bey diesem Gericht ist nicht allein ein sichrer Weg zur Beförderung, sondern die Beysitzer geniessen ausser einem ansehnlichen Gehalt, noch viele andre Vor-

züge. Bower überlegte daher, wie gefährlich es seyn würde, den geringsten Anlaß zu einigem Verdacht von dieser Art zu geben; er konte aber weder die Grausamkeiten, die täglich in diesen Mauern ausgeübet werden, weiter ansehen, noch die beständigen Martern eines aufwachenden Gewissens länger ertragen. Nach manchen schlaflosen Nächten, und nach einem heftigen Streit mit den Leidenschaften, entschloß er sich endlich sowol die Inquisition, als auch Italien zu verlassen. Nachdem er diesen Entschluß gefasset hatte, blieb er dennoch in den unglücklichsten Umständen, die man sich nur vorstellen kan, ein ganzes Jahr daselbst, weil es ihm an Muthe fehlte, den gefaßten Entschluß auszuführen. Er überdachte die grosse Gefahr, welche denselben begleiten würde, und die erschrecklichen Folgen, wenn er seine Absicht verliehren solte. Während dieser Zeit, wurde ihm von dem Inquisitor aufgetragen, eine gewisse Person, mit welcher er in der zärtlichsten Freundschaft, und in der grösten Vertraulichkeit lebte, gefangen zu nehmen. Diese war der Graf Vinzenz Della Torre, welcher von einer sehr ansehnlichen Familie aus Deutschland abstammte, und ein sehr grosses Gut in der Gegend von Macerata hatte. Der Graf hatte sich kürzlich mit der Tochter des Herrn Constantini, einem Frauenzimmer, die sowol wegen ihrer Schönheit, als wegen ihres Verstandes berühmt war, vermählet. Auch mit dieser Familie hatte Bower, da er noch Lehrer

der Beredsamkeit zu Fermo war, eine genaue Bekanntschaft aufgerichtet. Ihr Umgang war dahero sehr genau, und der Graf war der einzige, welcher, nachdem Herr Bower Beysitzer der Inquisition geworden war, mit ihm, noch eben so ungezwungen, und frey, wie zuvor, lebte. Alle seine andere Freunde wurden zurückhaltend gegen ihn, oder gaben ihm wohl gar zu verstehen, daß sie eben kein grosses Verlangen nach seiner Gesellschaft hätten. Der unglückliche junge Graf gieng einst mit einem andern Edelmann spatzieren, als ihnen zwey Capucinermönche begegneten. Da sie vorbey waren, sagte der Graf seinem Gefährten: **Welche Thoren sind es doch, daß sie glauben, den Himmel dadurch, daß sie härene Kleider tragen, und barfuß gehen, zu verdienen. Gewiß, sie sind Thoren, wenn sie meynen, daß es etwas verdienstliches sey, sich selbst zu peinigen: sie könten eben so gemächlich als wir leben, und würden doch eben sobald in den Himmel kommen.** Wer diese Reden angegeben, ob es der junge Herr, oder die beyden Mönche, oder ob ein anderer solches gethan, ist unbekant. Genung der Inquisitor eröfnete dem Gerichte, daß diese Worte, und zwar im Ernst bey Erblickung zween armer Capuciner wären gesagt worden. Er fügte hinzu, wider den Angeber könte keine Ausflucht vorgebracht werden, und die Beysitzer würden dieserwegen die Beschaffenheit der Rede zu bestimmen haben, damit nach dieser

Bestimmung gegen den Thäter verfahren werden könte. Der Theil der Rede: **Thoren, wenn sie meynen, daß es etwas verdienstliches sey, sich selbst zu peinigen:** wurde vor kezerisch angesehen, und erkläret, weil er offenbar den Lehren und Uebungen der heiligen Kirche, die alle Arten von Strenge gegen sich selbst als höchst verdienstlich anpreise, zuwider liefe. Da dieser Saz vor kezerisch war erkläret worden, so beschloß das ganze Gericht einmüthig, daß die Person, welche dieses geredet, solte gefangen genommen, und gegen sie nach den Gesetzen der Inquisition verfahren werden. Hierauf wurde die Person genennet. Mit keinen Worten ist das Mitleiden und Erstaunen auszudrücken, welches **Bower** empfand, da er den Namen eines Freundes, vor dem er die gröste Neigung und Hochachtung hatte, nennen hörte. Es bemerkte solches der Inquisitor, und damit er ihm Gelegenheit geben möchte, das, was er so oft empfohlen hatte, auszuüben, **seine Natur**, nemlich, **durch Hülfe der Gnade zu überwinden**, so befahl er ihm den Verbrecher gefangen zu nehmen, und ihn vor Tage in das Gefängniß der heiligen Inquisition in Sicherheit zu bringen. **Bower** versuchte mit der grösten Unterthänigkeit diesen Befehl von sich abzulehnen. **Dero Befehl**, sagte er, **billige ich vollkommen, nur wünschte ich, daß er durch jemand anders zur Ausführung gebracht würde. Denn Ihro Gnaden wissen, in welcher Verbindung ich mit dem Grafen**

stehe.

stehe. Der Inquisitor stuzte bey diesen Worten: was sagte er, mit finsterer Mine und verdrüßlicher Stimme, spricht man von Verbindungen, wenn es auf dem Glauben ankömmt, da haben Sie ihre Wache, indem er auf die Sbirren wieß, machen Sie, daß vor 3 Uhr des Morgens der Verbrecher sich in der St. Lucaszelle (eine der schlimmsten) befinde. Hierauf begab er sich mit den übrigen Beysitzern hinweg, und sagte im Vorbeygehen zu ihm: So wird die Natur besieget. Da nun Bower auf keine Art den grausamen Befehl von sich ablehnen konte, so faßte er allen seinen Muth zusammen. Eine ganze Stunde brachte er einsam, und beynahe in Todesnöthen zu. Nach deren Verlauf begab er sich von einem Notar der Inquisition, und sechs bewafneten Sbirren begleitet, ein wenig nach zwey Uhr zu dem Hause seines unglücklichen Freundes. Sie kamen durch verschiedene Wege daselbst an. Wie sie anklopften, so sahe ein Mädchen aus dem Fenster und fragte wer angeklopfet hätte? die heilige Inquisition, war die Antwort, und zugleich wurde ihr befohlen niemanden aufzuwecken, und alsbald die Thür zu eröfnen. Das Mädchen eilte halb nackend herunter, und nachdem sie voll Furcht die Thüre eröfnet hatte; führte sie zitternd und blaß, den Herrn Bower, und seine Begleiter, so wie ihr befohlen wurde, in das Schlafzimmer ihres Herrn. Sie sahe ihn, da er ihr so genau bekant war, oft sehr mitleidig an, und ließ ein

grosses Verlangen, mit ihm zu sprechen, blicken; aber hierum konte er sich nicht bekümmern. Er trat mit dem Notar in das Schlafzimmer, und die Sbirren folgten ihnen. Durch das Geräusch erwachte die Gemahlin des Grafen, und wie sie sahe, daß ihr Bette von bewafneten Männern umgeben sey, so fieng sie erbärmlich an zu schreien, und schrie, als wenn sie ihres Verstandes beraubet wäre, so lange fort, bis einer der Sbirren, den das Lärmen erzürnte, ihr einen Schlag auf den Kopf gab, daß das Blut über ihr Gesicht herunter lief, und sie in Ohnmacht dahin sank. Bower stieß den Kerl mit Heftigkeit zurück, und drohete ihm, daß, sobald sie in die Inquisition zurück kämen, er gepeitschet werden solte. Unterdessen erwachte der Graf, und als er den Herrn Bower mit seiner Begleitung erblickte, rief er mit dem grösten Erstaunen aus: **Herr Bower!** er sprach nichts mehr, und Bower konte auch in einiger Zeit nicht ein Wort hervorbringen. Mit vieler Mühe besiegte er endlich seinen Gram in so weit, daß er seinem unglücklichen Freunde sagen konte: **Sie sind ein Gefangener der heiligen Inquisition. Der heiligen Inquisition,** antwortete der Graf, **Ach! was habe ich gethan! Werthester Freund! seyn Sie doch jetzt mein Freund!** Da ihm Bower in diesen Umständen, keine Freundschaft, bezeigen konte, so kehrte er ihm den Rücken zu, weil er nicht das Herz hatte, ihm gerade in das Gesicht zu sehen, und gieng, während daß sich der Graf anklei-

ankleidete, in einen Winkel des Zimmers, um seiner Traurigkeit freyen Lauf zu lassen.

Der Notar blieb die ganze Zeit über, da sich der Graf ankleidete, ganz ungerührt bey ihm stehen. Sobald dieses geschehen war, befahl Bower dem Anführer der Sbirren, daß sie ihm seine Hände auf den Rücken binden solten. Ketzerey löset alle Bande der Freundschaft auf. Bower durfte daher den Mann, mit dem er in der grösten Freundschaft und Vertraulichkeit gelebet, nicht mehr als seinen Freund betrachten, ihm auch nicht die geringste Gefälligkeit erweisen. Wie sie das Zimmer verliessen, so kam ihnen die Gräfin, die man erstlich hinaus gebracht hatte, entgegen. Kaum hatte sie es erblickt, daß ihrem Gemahl, gleich einem Diebe, die Hände auf den Rücken gebunden waren, als sie auf das erbärmlichste zu schreyen anfieng. Sie flog, ihn zu umarmen, und da sie an seinem Halse hieng, bath sie unter einer Fluth von Thränen, man möchte doch so gnädig seyn, und sie umbringen, damit sie das Vergnügen haben könte, das einzige Vergnügen, welches sie noch in dieser Welt wünschte, an der Brust des Mannes zu erblassen, von dem sie nie scheiden zu wollen angelobet hätte. Der Graf von Traurigkeit übermannet, erwiederte kein einziges Wort. Bower hatte weder Muth genung, noch konte er sich darwider setzen. Vielleicht hat auch niemals ein menschliches Auge einen Auftrit von grösserem Jammer gesehen. Endlich gab er dem Notar ein

Zeichen, sie von einander zu trennen, und er that solches, ohne daß er im geringsten gerühret wurde. Die Gräfin sank in einer Ohnmacht dahin; da unterdessen der Graf, unter dem lauten Klagen und Seufzen seiner Bedienten, die an allen Seiten stunden, die Treppe herunter und zum Hause hinaus geführet wurde. Er war ein Mann, der wegen seiner Sanftmuth und Güte, die er gegen jeden, der mit ihm umgieng, bezeugte, von allen geliebet wurde. Wie sie zu der Inquisition kamen, so übergab **Bower** seinen Gefangenen den Händen des Kerkermeisters, eines Dominicaner Leyen-Bruders. Dieser verschloß ihn in das obgemeldete Loch, und überlieferte dem Herrn **Bower** den Schlüssel. Am folgenden Morgen begab er sich zum Inquisitor, überreichte ihm den Schlüssel, und meldete, daß sein Befehl wäre vollzogen worden. Der Inquisitor, dem schon der Notar sein ganzen Betragen gemeldet hatte, sagte zu ihm: **Sie haben sich betragen, wie einer, der die Regungen der Natur durch den Beystand der Gnade endlich zu überwinden weiß.** Am Ende der Woche wurde der Graf in der Nacht, um befragt zu werden, vor das Gericht geführet. Er sahe so verändert aus, daß Herr **Bower**, wann er nicht durch seine Kleidung kentlich gewesen wäre, ihn nicht würde gekant haben. Dieß war auch kein Wunder. Eine so plötzliche, so unerwartete Veränderung seines Zustandes: das unverdiente und grausame Verfahren, so er schon empfunden: die Furcht, was

er noch wahrscheinlicher Weise würde erfahren: und was ihn vielleicht noch mehr als alles andere schmerzte, der betrübte und elende Zustand seiner vor dem so glücklichen Gemahlin, die er zärtlich liebte, und deren Vertraulichkeit er nur sechs Monate genossen, konten wohl keine andre Wirkung auf ihn machen. Als man ihn nach dem Gebrauch befragte: ob er einige Feinde hätte, und ob er solche namhaft machen wolte? antwortete er, **er wäre niemanden feind, und hofte nicht, daß ihm jemand feind seyn würde.** Man fragte ihn weiter: **um welches Verbrechen er durch die heilige Inquisition, dem billigsten, dem vorsichtigsten, und dem gnädigsten unter allen Gerichten gefangen und eingekerkert worden sey?** Der Graf sagte mit einer ohnmächtigen und zitternden Stimme: **ich bin mir keines Verbrechens bewust, das vor dieses heilige Gericht gehöret, noch vor irgend ein anderes Gericht: ich glaube, und habe jederzeit geglaubt, was die heilige Kirche glaubt, oder von mir zu glauben verlangt hat.** Er hatte, so wie es schien, dasjenige gänzlich vergessen, was er beym Anblicke der beyden Mönche, gesagt hatte. Wie der Inquisitor sahe, daß er sich dieser Worte nicht erinnerte, oder sein Verbrechen nicht gestehen wolte, so befahl er, daß er nach seinem Loche wieder gebracht werden solte. Am Ende der Woche wurde er wieder vor das Gericht gebracht. Man that an ihm die nemlichen Fra-

gen, und er ertheilte keine andere Antwort, als das erstemal. Er fügte hinzu: Habe ich unwissender oder unvorsichtiger Weise etwas gesagt, oder gethan, so bin ich bereit solches zu gestehen, wenn mir nur einer von den gegenwärtigen die geringste Gelegenheit darzu geben wolte. Ich bitte sie recht inständig darum. Traurig sahe er oft den Herrn Bower an, und erwartete von dessen Freundschaft, daß er etwas sagen würde. Bower konte bey dieser Gelegenheit kaum die Traurigkeit überwinden; aber es war ihm nicht erlaubt, ein einziges Wort zu sagen. Da nun der unglückliche Graf sich dessen, was er gesagt hatte, nicht mehr erinnerte, und seine Unschuld zu behaupten fort fuhr, so wurde er nach den Gesetzen der Inquisition auf die Folter gebracht. Kaum hatte er sie zwanzig Minuten unter beständigem Schreyen: Jesus, Maria! ausgehalten, so verstummete er auf einmal, und fiel in Ohnmacht. So wie er an seinen Armen ausgezogen da hieng, unterstützten ihn zween Sbirren, deren Amt es ist, die Folterung zu handhaben, so lange bis er wieder zu sich kam. Er blieb dennoch bey seiner Betheurung, wie er sich nicht erinnere, das geringste gethan oder gesagt zu haben, welches dem catholischen Glauben zuwider wäre. Er bat auch nochmals, man möchte ihm seine Beschuldigung eröfnen, er wolle sie gerne gestehen, wenn sie wahr wäre. Hierauf war der Inquisitor so gnädig, daß er ihn dessen erinnerte, was er bey Erblickung

der

der Capucinermönche gesagt hatte. Der arme Graf gestund nach einem kurzen Stilleschweigen, daß er die Worte vor dem gesagt, weil er aber keine böse Absicht dabey gehabt, so hätte er seit dieser Zeit nicht wieder daran gedacht. **Ich bin willig**, sagte er ferner mit einer schwachen Stimme, **wegen meiner Uebereilung, alle Strafen auszustehen, welche das heilige Gericht mir auflegen will.** So wie er dieses gesagt, fiel er wieder in eine Ohnmacht. Man verschafte ihm einige Erleichterung von der Tortur, und er kam wieder zu sich. Es ist aber in der **Inquisition** nicht genung, daß der Beklagte die That gestehet, sondern er muß noch ausserdem erklären, ob seine Absicht ketzerisch gewesen, oder nicht. Der unglückliche Graf sagte oft: er wäre bereit, alles, was die Inquisition haben wolte, zu gestehen. Da er aber niemals gerade heraus gestund, daß seine Absicht ketzerisch gewesen sey, wie doch die Gesetze der Inquisition erfordern, so ward er so lange gepeiniget, bis daß er plötzlich mit den Zuckungen der Todesangst überfallen, den Geist aufzugeben schien. Man nahm ihn darauf von der Folterbank, und ließ ihn, da er ganz ohne Empfindung war, wieder in sein Loch zurück bringen. Daselbst endigte am dritten Tage der Tod alle seine Leiden. Der tiefe Eindruck, den der Tod des unglücklichen Grafens, auf das Gemüth des Herrn **Bowers** gemacht hatte, das grausame und unmenschliche Verfahren mit ihm, und die Rolle, welche er selbst bey dieser tragischen Begebenheit zu spielen

war

war verpflichtet gewesen, überwand zuletzt auf einmal alle seine Furcht. Er vergaß daher in etwas die Gefahr, welche er bishero so sehr gefürchtet hatte, verließ die Inquisition, und entfernte sich auf ewig aus Italien. (*)

Selbst öffentliche Einrichtungen und Gewohnheiten machen daher oft das menschliche Herz barbarisch, und ungerecht. Die Gesetze, welche die Empfindungen der Menschen, entwickeln, und sie zu ihrer wahren Bestimmung führen solten, zerstöhren dieselben nicht selten, oder machen sie doch wenigstens auf einige Zeit ganz fühllos. Ein sonst so aufgeklärtes und fröliches Volk, als die Franzosen, muß noch in unsern Tagen Gesetze beobachten, welche nur ein falscher Religionseifer der Staatskunst abgenöthiget hat. So sollen, nach den neuesten Befehlen, keine Ehen, welche Protestanten mit dem Beystand ihrer Geistlichen vollzogen haben, gültig seyn. Entehret man denn nicht mit diesem Gesetz die allerheiligste Sache von der Welt? ertheilet man nicht dem Laster eine sichere Freystätte? Man will das Ansehn der Religion aus der grossen Anzahl der Gläubigen, die sich bey ihren Altären versammlen, beweisen; aber durch diese Wahl macht man sie offenbar verächtlich. Sind denn Ehrenstellen und andere Vorzüge noch nicht hinreichend, um eine Menge Heuchler in dem

Schoos

(*) Dieses Beyspiel ist entlehnt aus dem Bremischen Magazin zweyter Band, zweytes Stück S. 296. u. f.

Schoos der catholischen Kirche aufzunehmen? Man bietet die Reize der Unzucht an: Soll also sogar dieses Laster der Weg seyn, welcher zu den Altären der Catholicken führet? Die veränderliche Denkungsart der meisten Menschen wird sich in Liebe zur Warheit verwandeln; und eine unermüdete Neigung nach Abwechslung kan bey vielen hinreichend seyn, sich zu stellen, als wenn man aus Ueberzeugung die Grundsätze der Religion verlasse. Ja, um ungetreu an einer Frau zu handeln, wird man selbst gegen Gott meyneidig seyn. Und welches unglückliche Opfer einer wollüstigen Raserey, werden nicht jene ohnmächtigen und schwachen Geschöpfe seyn, die sich so wenig um die Gesetze bekümmern können. Diese leichtgläubigen Mädchens schlafen als tugendhafte Frauen ein, und erwachen als gemißbrauchte, die nunmehro eine ewige Schande verfolgt. Solte Frankreich nicht über diese Eroberungen erröthen, welche nur mit Verletzung der Tugend, und des Gewissens gemacht werden können; und solte es nicht weniger gefährlich seyn, wahre Bekehrungen aufzuhalten, als falsche zu begünstigen. Man hat in der That, zumal in unsern Tagen, nicht eben Ursache, das **Laster** gleichsam selbst durch die Stimme der Gesetze, aufzumuntern, und der Heucheley, die ausserdem immer einen gefährlichen Wucher mit den Warheiten der Religion getrieben hat, Belohnungen zu versprechen. Wie viele würden dann wohl unter jedem Volke dem Beyspiel jenes grossen Mannes, aus dem vorigen

Jahrhunderte, des Grafens von **Turenne**, getreu seyn, und dasselbe nachahmen. Dieser weigerte sich seine Religion zu verändern, als ihm sein König Belohnungen für diese Veränderung versprach. Er erröthete noch über eine Bekehrung, die man für verdächtig würde gehalten haben, und verhinderte wenigstens damals das Beyspiel des Aergernisses. Schreckliche Gesetze! welche die Tugend, indem sie ihren Schutz erwartet, verrathen! Unglückliche Länder! wo selbst die Befehle der Mächtigen, die stärksten und heiligsten Bande der menschlichen Gesellschaften zernichten, und Verachtung und Elend nicht nur über eine Familie, sondern wohl gar über eine ganze Nachkommenschaft verbreiten. Welche traurige Beyspiele der Untreue, ließt man nicht in den Jahrbüchern eines solchen Volks.

Jacob Roux hatte sich im Jahr 1764. mit **Maria Robequin** verheyrathet. Beyde waren Protestanten, und ein geistlicher dieser Religion hatte sie getrauet. Diese Heyrath dauerte zwey Jahre, und sie lebten in der grösten Zufriedenheit. Ein Kind war die Frucht davon. Bald darauf aber zeigte sich einiges Mißvergnügen. Roux, welcher die Robequin nachmals öffentlich verlassen hat, erwies ihr damals mehr heimliche Untreue. Eine Magd **Louise F** ⸗ ⸗ zeigte im Jahre 1765. an, daß sie schwanger von ihm sey. Seit diesem Augenblick sahe man zwischen dem **Roux**, und der **Robequin**, die gröste Un-

einig-

einigkeit. Sie beklagte sich öffentlich über die Ausschweifungen und Uebereilungen ihres Mannes, und verlangte von ihm geschieden zu werden. Sie sahe die unglückliche Antwort, welche sie zum Stilleschweigen verdammen konte, nicht voraus. Roux, ohne sich die Mühe zu geben, an eine Rechtfertigung zu denken, antwortete: die Robequin habe gar nicht nöthig einen Vorwand zu ihrer Trennung zu suchen. Er habe ihr seit mehrern Jahren gesagt, daß sie sich, mit wem sie wolte, verheyrathen könte; und daß, weil sie bey ihrer den 23 April 1764. geschlossenen Verbindung, den Ehesegen von einem catholischen Priester nicht empfangen hätten, gar keine Ehe unter ihnen statt finde. Während daß Roux alle diese Bande durchbrach, trug die Robequin eine traurige Probe von der Dauer derselben in ihrem Schooß, und zeigte es auch würklich an. Bald darauf beklagte sie sich bey dem Parlamente, und machte eine Forderung von 1200 Livers, an Schaden und Intressen, ausser der Zurückgabe ihres Heyrathsgutes, und Freyhaltung ihres Wochenbetts. Damals geschahe es, daß Roux statt der ersten Antwort, von dem Bischoff die Freyheit erhielt, sich mit der von ihm gemißbrauchten Magd zu verheyrathen; worauf er, wie er sagte, aus allzugrosser Billigkeit statt 1200 Livers, 300 anbot. (*) Ein

(*) Dieses Beyspiel steht in dem: Discours de Mr. Servan, Avocat-Général au Parlement de Grenoble dans la Cause d'une Femme Protestante. A Geneve, & se trouve à Grenoble 1767.

Ein kleiner Zwist, ist immer eine mächtige Aufmunterung, sich von den beschwerlichen Verbindlichkeiten wieder zu befreyen, die wir blos wegen dem Genuß eines sinnlichen Vergnügens, übernahmen. Die Wollust, welche bey dem Anblick eines neuen Gegenstandes, unserer Vernunft eben sowol, als unseren Augen ein gefährliches Blendwerk macht, wird, da sie selbst die Gesetze in ihren Schutz nehmen, jeden Gedanken von Treue und Redlichkeit, der sich noch in unserer Seele hervordrängen will, gar bald unterdrücken, und zu Boden werfen. Der Befehl eines ehrwürdigen Priesters, ist mächtiger, als jeder grausame Vorwurf eines aufwachenden Gewissens. Der Segen, den er uns von neuen ertheilet, hält den gerechten Fluch, den unsre Schandthat verdiente, zurücke, und der Schatten seiner mächtigen Flügel, unter welchem wir uns künftig versammlen, bedeckt, alle Unreinigkeiten und Laster unsers vorigen Lebens, mit einer ewigen Vergessenheit. „Wären unsere Sitten nicht verderbt, (sagt ein neuer Schriftsteller) „und würde der Mensch in dem Fortgange seines „Lebens nicht von der Leidenschaft überwältiget, so „hätte freylich die eheliche Verbindung, dieses sanfte Band der Natur, eine viel stärkere Dauer, „als jene güldene Ketten, welche die Staatskunst, „und der Eigennutz geschmiedet haben, um zwey „sclavische Herzen mit Gewalt beysammen zu halten, die sich immer bemühen zu entwischen. Nur „die Sitten machen es, daß man noch zweifeln „kan, ob der Ehestand, wenn er der Willkühr eines

„jeden

„jeden überlassen wäre, länger als einen Augen„blick bestehen würde? und Menschen die einen be„ständigen Genuß begehren, sind freylich allzu un„gedultig, um das Vergnügen, an eben dem Or„te, wo sie es schon einmal angetroffen haben, „wieder zu erwarten.„

Niemals glücklicher als in Beyspielen wird man den **Menschen** in seiner wahren Gestalt erblicken, und indem wir in seine Handlungen hineinschauen, stellt sich zugleich unserm Geiste die Geschichte seines Herzens dar. Seine Grundsätze und Worte können uns oft hintergehen; aber auf einigen Handlungen wird immer der wahre Stempel seines Herzens und seiner ganzen Denkungsart geprägt seyn. Der Mensch verberge sich so oft er wolle, er suche einen Hinterhalt nach dem andern, eine unerwartete Begebenheit wird ihn oft aus der Dunkelheit hervorziehen, und ein vor ihn unglücklicher Augenblick wird nicht selten seine wahren Gesinnungen verrathen. Wenn alle Tugenden und Laster nicht nach so verschiedenen Grundsätzen, und mit mannigfaltigem Anstande ausgeübet würden, so könte ein flüchtiger Blick auf unsern Nebenmenschen, eine geringe Bekantschaft mit ihren Leidenschaften, uns eine so lehrreiche Erfahrung darbieten, daß wir nicht nöthig hätten, erst mühsam Beyspiele in der Geschichte aufzusuchen. Ganz unbeweglich blieb **Carl der Eilfte König in Schweden**, als jene unglückliche Liefländer, denen man ihre Güter entrissen hatte, mit thränen-

den Augen sich seinem Throne näherten. Wir sind (sagten sie) jederzeit unbeweglich und fest auf Ew. Königl. Majestät hochheiliges gleich als auf Gottes Wort bestanden, und haben es jederzeit als das gröste Verbrechen betrachtet, Dero Gnadenwort in Zweifel zu ziehen, und nur eine Veränderung darinne zu vermuthen. Allein dieser Befehl machet unsere Herzen zitternd, und die Augen unserer elenden Weiber und Kinder sind voller Thränen, und Jammers. Ihre Thränen und Jammer fragen, was will nach zehn Jahren werden? wo sollen so viele hundert Wittwen und Waysen, verarmte Weiber und Kinder, so viele getreue und alte Diener hin? Solten nach diesem Befehle, alle Besitzer der Güter, ihres elenden Unterhalts beraubt seyn, hilf ewiger Gott! was für ein Jammergeschrey würde sich gen Himmel erheben. Wenn Ew. Königl. Majestät die thränenden Augen der elenden Weiber und Kinder vorgestellet würden, so ist es ohnmöglich, daß Ew. Königl. Majestät Vaterherz sich nicht erbarmen solte, über diejenigen, so ihre zitternden Hände zu Gott, und Ew. Königl. Majestät aufheben. Wo sollen wir hin, Großmächtigster König, sind wir von Gott und Ew. Königl. Majestät getrennt? Soll uns weder Gottes- noch Ew. Königl. Majestät Wort trösten? Was ist für unser Elend übrig, so Dero Wort und heilige Hand uns genommen werden solte? Was wäre es, wenn nach neun Jahren unsere Namen vertilget und unser Gedächtniß aus unserm Vaterlande ausgerottet würde. Haben Ew. Kö-

nigl. Majestät Vorfahren Macht und Ursache gehabt Gnade zu beweisen? Ey so sind wir versichert, daß Ew. Königl. Majestät, eben sowol als jene, uns Gnade erzeigen, und auch diesen Ruhm erlangen werden. Wir liegen alle mit Weib und Kinder allhier auf der Erde, und warten mit Verlangen des Trostes, welchen Ew. Königl. Majestät Vaterherz denenjenigen nicht versagen kan, so mit ihrem Blute, seit langen Jahren, dem Vaterlande gedienet haben. (*) Wenn Carl mit Stolz und Gleichgültigkeit auf diese Thränen der Elenden herab siehet, jeden ihrer Seufzer mit Drohungen unterdrückt; wenn er ohne Erröthung ihren Jammer betrachtet: so zittere ich über die menschliche Natur, die oft noch grausamer gegen sich selbst, als gegen andere handelt, und ihr ganzes Gefühl von Güte, diese kostbare Reliquie der Unsterblichkeit, einer einzigen Leidenschaft aufopfert.

Jenes fürchterliche Bild des Tyrannen ist auf diesem Beyspiele so lebhaft abgedrücket, daß es seine Zeiten, und die Nachwelt alsbald erkennen musten. Unglückliche Zeitgenossen zittern freylich bey diesen grausamen Befehlen. Zufrieden, daß sie ein elendes und kummervolles Leben erhalten, opfern sie wohl gar dem Laster noch angenehmen Weyrauch; aber die Nachwelt sezt sich über alles dieses Ceremoniel getrost hinweg. Diese kan der Glanz einer königlichen Krone nicht mehr verblenden, noch auch der fürchterliche Blick des Tyran-

 nen

(*) Büchercabinet 39. Eingang S. 26.

nen erschrecken. Wenn sie dem Andenken gütiger Fürsten fromme Thränen der Dankbarkeit weiht, und selbst ihrer Thaten wegen, dem spätesten Enkel himmlischen Seegen erbittet; so bestraft sie die Handlungen jener Verräther ihres Volkes mit Verachtung, und vertilget selbst ihren Namen aus dem Gedächtnisse gerechterer Nachkommen. Wie stark können diese Beyspiele unser Herz beunruhigen, welche Zweifel über die Natur des Menschen werden nicht in unserer Seele empor steigen; ja der Anblick des fremden Elendes, wird unser eignes vergrössern. Verleitet von der Untreue böser Rathgeber, sucht Carl in seinem eignen Lande Eroberungen zu machen, da ein redlicher Fürst nicht selten eine Provinz nach der andern dahin giebt, um nur die Häuser, und Güter seiner Unterthanen zu erhalten. Lieber morgen wolte ich mein Land verlassen, sagte Herzog **Leopold** von Lothringen, wenn ich nicht Gutes thuen könte. Dieser Fürst bevölkerte sein zur Wüste gewordenes Land, seine Wohlthaten brachten den in Elend kriechenden Adel wieder in die Höhe, seine Sorgfalt war eine Quelle des Ueberflusses vor das ganze Land, und sein Hof ein Sitz der Artigkeit, und der Wissenschaften. Er war prächtig mit Maasse, und freygebig mit Großmuth. Seine Unterthanen waren seine Kinder, er stattete die Töchter der Edelleute aus, und bauete ihnen Häuser (*). Es bleibet immer eine traurige Beschäftigung vor dem wahren Menschenfreund, die Tyranney, in so ver-

(*) Moser in Reliquien S. 289.

verschiedenen und so schrecklichen Bildern zu erblicken; Vielleicht unterrichtet ihn aber oft eine eigne schmerzhafte Erfahrung, noch lebhafter und mächtiger, als alle Beyspiele der vergangenen Zeiten. „Man baut zwar keine eherne Ochsen mehr, um „diejenigen zu braten, welche einem Dionys miß„fallen;„ man sendet keine Staatsbedienten mit dem Prügel in die Versammlung der Stände um die Tugend des Gehorsams zu predigen, (*) und man versteht in unsern Zeiten wenigstens die Kunst mit aller Artigkeit und Höflichkeit zu plagen. Allein war es denn keine Tyranney, als ein erlauchter Staatsminister, unter Verpfändung des Königlichen Worts, und mit allen Versicherungen seiner ministerialischen Ehre, die geringe Baarschaft unglücklicher Wittwen, und verlassener Waysen recht kunstreich plünderte, um eine desto prächtigere Oper aufführen zu lassen: als er getreuen Dienern des Staats, den mit vielem Schweiß verdienten Lohn entriß, so daß sie beynahe mit ihren zahlreichen Familien verhungerten, da unterdessen liebliche Sänger in mehr als gräflicher Uep-

(*) Geheime Historie von Schweden unter Carl dem Eilften in Büchercabinet XXXIX. Eingang S. 81. Ausserdem hatte sich Johann Wachtmeister einen grossen Prügel zugeleget, damit er allen denenjenigen den Tod drohete, welche in der Versammlung der Stände ihn zu widersprechen sich erkühnen würden. Auch gieng er einstens würklich in einer öffentlichen Versammlung damit auf einen Obristlieutenant, und Capitain loß, welche angefangen hatten, mit ihm zu streiten.

pigkeit lebten: als er keinen Patrioten, keinen Gerechten mehr duldete, und das ganze Land mit seinen Sclaven besetzte. Auch deine vierjährigen Leiden frommer und ehrwürdiger Greiß! wird die Nachwelt nicht ohne Zittern betrachten. Dein grosser und männlicher Muth; jene köstlichen Worte: **eher will ich meinen grauen Kopf verliehren, als die Rechte meiner Mitbürger verrathen**, sind eine seltene Erscheinung in diesem gefälligen Jahrhunderte! Das Anschauen derjenigen Laster in Beyspielen, auf welchen die Bosheit und die Leidenschaft des Menschen, völlig, und ohne alle Verstellung abgedrucket ist, kan unsern Verstand, und unser Herz nicht ausserordentlich beschäftigen. Es ist nicht nöthig erst mühsam entfernte Wege zu suchen. Wenn wir uns auch weder in die Versammlungen der Grossen, noch in das Getümmel des Volks wagen; so wird uns das Laster selbst in der Stille, und der Einsamkeit begegnen. Einmal bleibt es das traurige Loos der Sterblichen, von der Wiege an bis in das Grab, bald von eignen, bald von fremden Leidenschaften verfolgt zu werden. Allein schreckliche Handlungen, welche oft nach der unglücklichen Beschaffenheit unsers Temperaments, nach traurigen Umständen, die sich von allen Seiten auf uns losdrängen, oft nach Grundsätzen, selbst mit einem frölichen Gewissen, und einer heitern Miene begangen werden; sind vor unsern Verstand, selbst auch wegen ihrer Seltenheit,

ein

ein eben so unterhaltender, als vor unser Herz ein rührender Gegenstand.

Unter andern Personen, welche der Herzog von Buckingham bey seinem ersten Feldzuge beleidiget hatte, war **Johann Felton**, ein jüngerer Bruder von einer alten ansehnlichen und begüterten Familie in der Grafschaft Suffolck. Als dieser an seiner väterlichen Erbschaft keine Anforderung haben konte, erzog man ihn zum Soldatenstande, und nachdem er dem unglücklichen Feldzuge nach Cadix mit beygewohnet, so wurde er Lieutenant unter des Ritters Jacob Ramsays Regiment zu Fuß, und begleitete mit ihm den Herzog von Buckingham nach **Rhe**. Da der Capitain der Compagnie, wovon **Felton** Lieutenant war, starb, meldete er sich bey dem Herzoge, um diese Stelle, sie wurde ihm aber abgeschlagen. **Felton**, ein Mann von hohem Geiste, aber von stillem, finstern, und melancholischen Wesen, nahm diese Zurücksetzung so übel auf, indem er, nach Kriegesgewohnheit mit Recht diese Stelle zu fodern glaubte, daß er seine Lieutenantsstelle aufgab, die Armee verließ, und einige Zeit sehr eingezogen zu London lebte. Seine bedrängten Umstände sowol, als seine natürliche Eingezogenheit mochten vermuthlich hierzu vieles beygetragen haben. Solche Temperamente, als des **Feltons** seines, verfallen leicht in Schwärmerey, und nehmen, ohne den geringsten Zweifel die gefährlichsten Absichten vor, und führen sie ohne die geringste Furcht aus,

indem sie die Verheissungen und Drohungen der Religion, Gegenstände, gegen welche das Leben und der Tod, wie ein Stäubchen in der Wagschale geachtet wird, durch beständige Vorstellungen sich zueignen. Felton übergab sich der Andacht, er beschäftigte sich sehr mit Lesen, er hörete beständig die besten Prediger in der Stadt, vornehmlich diejenigen, welche sich dem Hofe eifrigst widersetzten. Es geschahe, daß ein Buch von einem schottischen Arzte **Eggleston** geschrieben, worinnen der Herzog als ein Ungeheuer, das des Lebens nicht würdig wäre, vorgestellet wurde, in seine Hände fiel. Die vielen Klagen des Volks, einige Ausdrücke, die er von der Kanzel hörete, die Vorstellung des Hauses der Gemeinden, welches den Herzog als den Urheber des Unglücks, welches das Reich erduldete, und als einen Feind seines Vaterlandes betrachtete, vereinigten sich mit den Eindrücken, die er von des Egglestons Buche bekommen hatte, und würkten in ihm eine Ueberzeugung, daß er Gott einen Dienst leisten würde, wenn er den Herzog um das Leben brächte. Was er einmal für ein verdienstliches Werk, und eine heldenmässige Tugend angesehen hatte, suchte er gar nicht aufzuschieben. Er gieng also nach eines Messerschmidts Laden auf dem Towerhill, und kaufte ein Messer mit einer langen Klinge, dessen Scheide nähete er in dem Futter seiner Tasche fest, damit er alle Augenblicke das Messer mit einer Hand ausziehen konte, weil er die andere, durch eine Wunde, die er im Kriege bekommen hatte, nicht

ge-

gebrauchen konte. Mit diesem Messer begab er sich nach Portsmouth, reisete bisweilen zu Pferde, bisweilen zu Fusse, weil es ihm an Gelde fehlete, um die ganze Reise mit mehr Bequemlichkeit und Geschwindigkeit zu verrichten. Er langte Freytags am 22. August 1628. daselbst an, und gieng des Abends nicht aus seiner Stube, sondern brachte die Zeit zu, um zu seinem grausamen Geschäfte, welches er sich vorgenommen hatte, sich vorzubereiten. Er hielt es für sehr wahrscheinlich, daß er augenblicklich auf der Stelle möchte erschlagen werden, ehe er einige Ursache, warum er das gethan, angeben könte. Er schrieb also auf zwey besondere Stücke Papier, deren jedes er mit seinem Namen unterschrieb, folgende Worte: **Niemand rühme mich wegen dieser meiner That, sondern tadle sich vielmehr selbst; denn hätte Gott ihnen nicht ihrer Sünden wegen, den Muth genommen, er würde so lange nicht ungestraft geblieben seyn.**

Johann Felton.

Auf der andern Seite stunden diese Worte: **Derjenige Mann ist meiner Meynung nach verzagt und niederträchtig, und verdienet weder den Namen eines rechtschaffenen Mannes, noch eines Soldaten, der nicht sein Leben zur Ehre Gottes, und für die Wohlfahrt seines Königes und des Vaterlandes gerne und willig aufopfert. Johann Felton.**

Diese Papiere heftete er inwendig oben in seinem Huthe fest, und ohngefehr um 9 Uhr des andern Morgens den 23sten am Sonnabend drang er sich ohne Argwohn mitten unter den vielen Bedienten und dem Gefolge, das sich in grosser Menge bey des Herzogs Aufstehen versammlete, in das Gemach, wo derselbe frühstücken wolte. Dieses Zimmer wurde durch eine Art eines Vorgemachs, oder eines Eingangs, von dem Saale abgesondert, an dem Ende dieses Eingangs, nächst dem Saale, war ein Vorhang, der aufgehoben wurde, wenn jemand aus- oder eingieng. Der Herzog war mit Personen vom Stande, und Officiers von der Flotte und der Armee umgeben. Unter diesen waren der Herr von Soubise, Bruder des Herzogs von Rhoan, und andere vornehme Herren aus Frankreich. Er hatte so eben Briefe empfangen, worinnen man ihm berichtete, Rochelle hätte sich selbst befreyet. Er eilte deswegen, diese gute Neuigkeit dem Könige zu überbringen, weil der Hof damals zu Southwick in dem Hause des Ritters Daniel Norton, fünf Meilen von Portsmouth abgelegen, sich aufhielt. **Felton**, als er vernahm, daß der Herzog von der Tafel bald aufstehen würde, begab sich in das Vorgemach zurück, worauf der Herzog gleich nachher mit dem Ritter Thomas **Fryar**, Obersten bey der Armee, zu welchem er redete, in dasselbe hineintrat. Er ließ sie vor sich vorbey gehen, und als der Herzog zu dem Vorhange kam, und sich beugete, um von dem Ritter Thomas Fryar Abschied

schied zu nehmen, so ergrif **Felton** augenblicklich die Gelegenheit, zog sein Messer, langte damit über des Herzogs Schulter, als wenn er den Vorhang aufheben wolte, stieß es darauf in seine Brust mit solcher Stärke, daß er das Herz traf. Sobald als er ihm die Wunde beygebracht, ließ er das Messer in des Herzogs Leibe stecken, und warf seinen Hut zu Boden. Der Herzog, sobald er den Stich fühlete, schlug mit seiner Hand an das Gefäß seines Degens, und schrie mit einem Fluche: **Dieser Bösewicht hat mich getödtet.** Er zog darauf das Messer selbst aus der Wunde, und indem er wankend noch einige Schritte vorwärts that, sank er unter dem Tische in dem Saale nieder. Da er mit vielen Herren und Bedienten umgeben war, so sahe kein Mensch den Stich, sie wurden also alle im Augenblick, durch die Zufälle, die denselben begleiteten sehr beunruhiget. Die Herzogin und die Gräfin von **Anglesey**, eine Gemahlin seines jüngern Bruders, Christoph Villiers, Grafens von Anglesey, waren in einer Kammer droben, und wurden über das Gelärm in dem Saale in grossen Schrecken gesetzt. Sie liefen nach der Gallerie, wovon sie in denselben herunter sehen konten. Da sie den Herzog auf dem Boden liegen, und mit Blut, das aus seiner Brust, Nase, und Mund herausstürzte, bedecket sahen, vermehrten sie durch ihr Geschrey und Wehklagen die allgemeine Verwirrung. Er wurde von seinen Bedienten, doch noch lebendig, auf die Tafel des Saales gesetzt, wo er ohngefehr noch

zehn

zehn Minuten mit dem Tode rang, und ohne ein Wort weiter, als was er zuvor ausgerufen, zu sprechen, seinen Geist aufgab. Die Bestürzung, und das Schrecken, welche man über diese That empfand, war so groß, daß innerhalb wenig Minuten, nachdem der Cörper auf die Tafel des Saales war geleget worden, keine lebendige Seele mehr um ihn, noch in den Nebengemächern war, nicht anders, als wenn er in den sandigten Wüsteneyen Aethiopiens läge. Eine Menge versammlete sich nichts desto weniger bald vor dem Hause, und wie keiner den Stich wahrgenommen, oder denjenigen der ihm denselben beygebracht, gesehen hatte, so verfiel ein jeder auf besondere Muthmassungen, und gaben sie für Wahrheit aus. Die allgemeine Meynung war, daß die Franzosen diese That ausgeführet hätten. Denn die französischen Herren, welche damals um den Herzog gewesen, waren sehr bestürzt, weil sie befürchteten, daß die Neuigkeit, welche er vernommen, seine Reise verhindern, oder doch aufschieben möchte. Sie hatten folglich mit der grösten Lebhaftigkeit, die der Sprache dieser Nation vorzüglich eigen ist, sich darwider gesetzet, und behauptet, daß die Nachricht ohnmöglich wahr seyn könte. Diejenigen also, welche die französische Sprache nicht verstunden, meynten, sie wären verdrießlich gewesen, und hätten den Herzog grob behandelt. Sie ergriffen dieserwegen den Herrn Soubise und einige andere, die in grosser Gefahr waren, auf der Stelle erschlagen zu werden. Allein Felton, welcher durch

den Saal in die Küche, und von da auf den Hof vor die Thüre gegangen war, allwo er mit gesetztem Gemüthe einher gieng, und den Streit hörete, lief unter der Menge hinein, und schrie: **Ich bin es, der die That gethan, laßt keinen Unschuldigen leiden.** In dem Augenblicke da er dieses gesaget hatte, liefen diejenigen, die am meisten in Wuth gesetzet waren, mit ihrem Degen auf ihn los, ihn zu durchstechen. Andere aber, denen dieser Verlust wenigstens eben so nahe gieng, und dadurch eben so stark gerühret waren, vertheidigten ihn, damit er zur gerichtlichen Untersuchung, und zur öffentlichen Strafe gezogen würde. **Felton** öfnete dem ohnerachtet, seine Brust den Schwerdtern derer, die am meisten erbittert waren, nicht allein mit einem stillen sondern auch frölichen Muthe, indem er lieber ein Opfer ihres plötzlichen Zorns seyn wolte, als für die Strafe aufgehoben werden, welche er, wie er wohl wuste, zu leiden hatte. Man erfuhr bald, wer er wäre, und nachdem ihn einige Vornehme in ein besonderes Gemach mit sich genommen, hielten sie es für gut, des Herzogs Wunde nur als gefährlich, und nicht tödtlich auszugeben. **Felton** lächelte hierüber, und sagte, er wüßte besser, daß er ihm einen solchen Stich versetzet, der alle ihre Hofnung vereitlen würde. Als man ihn darauf frug, durch wessen Anreizung er eine so grausame Mordthat begangen? antwortete er mit grossem Ernste: Sie möchten diese Untersuchung nur unterlassen, denn kein Lebendiger hätte Ansehn oder Macht

über ihn, um ihn zu einer solchen That zu bewegen, es käme dieselbe ganz allein von ihm her. Sein Vorhaben wäre durch den Trieb seines eigenen Gewissens gefasset worden, und nur Gott, und ihm allein bekant. Seine Bewegungsgründe würden sich zeigen, wenn man seinen Huth finden würde, auf welchem er sie schriftlich fest gemacht hätte, indem er geglaubt, er würde bey der That um das Leben kommen. Der Huth wurde auch zu gleicher Zeit herbey gebracht, und war im Vorzimmer, wo ihn Felton hatte fallen lassen, aufgenommen worden. Die Vorwürfe derer, die mit ihm redeten, ertrug er mit der Gemüthsbeschaffenheit eines Mannes, der da meynet, wohl gethan zu haben. Nachdem er aber einige Zeit im Gefängniß gelegen, wo er ohne Strenge behandelt wurde, überzeugte ihn sein Gewissen übel gethan zu haben, und bezeugte grosse Bescheidenheit, und ungemeine Reue. Er verlangte von dem Könige, der Herzogin, und allen Bedienten des Herzogs Vergebung, weil er erkante ihnen unrecht gethan zu haben, er bat die Richter ernstlich, daß sie ihm erst die Hand, womit er den Stich gethan, abhauen, und hernach am Leben strafen lassen möchten. Zuletzt erklärete er noch, daß er keine besondere Feindschaft gegen den Herzog hätte, aber da er betrachtet habe, daß derselbe als ein Hauptfeind der Kirche, und des Staats übel beschrien wäre, so hätte er einen innerlichen starken Trieb und Beruf empfunden, und beschlossen, sich selbst für die Erhaltung beyder aufzuopfern.

Indem

Indem er aber doch die Natur dieser That genauer in Erwägung gezogen, und befürchtet, daß dieses eine Versuchung des Satans seyn möchte, so hätte er fast zwey Monate lang darüber innerlich gestritten, und durch Fasten und Gebet, Gott um eine Befreyung davon angerufen. Es wäre aber der Trieb immer stärker geworden, und also hätte er es nicht anders ansehen können, als daß er von Gott selbst käme, er hätte deswegen seinen Muth verdoppelt, und um den göttlichen Beystand ernstlich geseufzet. Nach dieser Erklärung wurden seine Mutter, und Schwestern, die aus Argwohn in das Gefängniß waren geleget worden, kurze Zeit vor seinem Tode, wieder in Freyheit gesetzt. Er selbst wurde am Leben bestraft, und in Ketten gehangen. (*)

Wie nothwendig machen nicht diese tragischen Beyspiele eine sorgfältige Aufmerksamkeit auf alle unsere Handlungen, und einen weisen und edlen Verdacht selbst gegen die Gesinnungen unsers eignen Herzens. **Tugend** und **Laster** gränzen oft sehr nahe an einander. In eben dem Augenblicke, da wir ausserordentlich stolz auf dem Besitz der Tugend, zufrieden mit uns selbst, ja wohl gar getröstet von einem ruhigen Gewissen, nur mit Verachtung, oder mit Mitleiden auf unsre weniger tugendhafte Mitbrüder zurücke sehen; erblicken wir

(*) Leben und Thaten Georg Villiers, Herzogs von Buckingham, in Bremischen Magazin zweyter Band S. 528-539.

wir uns plötzlich verrathen, und hintergangen. Es ist eine traurige Erfahrung, welche uns die Geschichte darbietet, daß die Tugend, wenn sie nicht immer von einer stillen und gelassenen Vernunft geführet wird, am ersten auf Abwege gerathe; und, wenn sie ganz vom Enthusiasmus beseelet, schon den Triumph, welchen ihr eine erhitzte Einbildungskraft vorstellet, überdenkt, in Leidenschaft ausarte, und sich ihr eignes Verderben zubereite. Wie zweydeutig und räthselhaft bleibt nicht dem stolzesten Weltweisen bey dem Ausbruch der Leidenschaft, seine schwache Philosophie? und wie gefährlich kan jenen schwachen Geschöpfen, deren Thätigkeit der Vernunft, entweder die körperliche Masse zurücke hält, oder das Vorurtheil und die Erziehung verblendet, nicht selbst die Ausübung der Tugend seyn? Wenn alle Empfindungen aufwachen, wenn selbst Leidenschaften uns bestürmen, wenn jene göttliche Führerin, die Vernunft uns nach und nach verläßt: wie verächtlich und elend steht der Mensch nicht da, er, der stolze Freund der Tugend, welcher jetzo eben glaubt die schönste That seines Lebens auszuführen. Unnütze, und fruchtlose Theorien, welche uns die mächtigen Waffen der Vernunft anpreisen wollen; da sie doch jederzeit in dem Gefecht mit der Leidenschaft die Wahlstatt verliehren muß. Man versuche nicht, den menschlichen Geist zu diesem Zweykampf, und zu seiner Erniedrigung zu führen, zu der er ausserdem nur allzu oft hinzueilt; man verwahre vielmehr, unterrichtet aus diesem warnenden Bey-

spiele

spiele sein ohnmächtiges Herz, selbst vor den ersten Aufforderungen dieses gefährlichen Streits. Wenn wir mit mitleidigen Blicken auf diese unglücklichen Geschöpfe, die mit allen Grundsätzen einer vermeintlichen Tugend, ihrem eignen Verderben entgegen eilen, zurücke sehen: so muß uns bey Betrachtung derjenigen Laster, zu welchen der Mensch nach ganz besondern Umständen der Zeit, und nach einem eignem Zusammenhang unglücklicher Begebenheiten, oft fast unvermeidlich dahin gerissen wird, Furcht und Zittern zugleich überfallen. Man kan von Jugend an, alle Gegenstände fliehen, die vor unsere Sinne eben so verführerisch, als vor unsere Leidenschaften gefährlich sind; nach keinem andern, als nach dem Vergnügen der Tugend streben, und den immer geschäftigen Geist nur mit Belohnungen einer wahren Unsterblichkeit nähren. Allein eine einzige ausserordentliche Begebenheit, ein unerwarteter Auftritt unsers Lebens, raubt uns oft in wenigen Stunden, alle diese, seit vielen Jahren mühsam gesammlete Schätze der Tugend und der Philosophie. Bey dieser Betrachtung muß sich der Muth des stolzesten Weltbürgers verlieren. Mit Demuth wird er lernen die viel bedeutende menschliche Vernunft geringe schätzen. Alle diese grossen Thaten blieben unvollendet, ruft uns oft die traurige Erfahrung zu, wenn nicht dieses oder jenes Laster ausgeübet wurde, und diese Tugenden konten alsdenn erst hervortreten, da die schrecklichste Leidenschaft die Gefahr vertrieben, und einen ebenen Weg gebahnet hatte. Welch

unglückliches, und elendes Geschöpf ist nicht der Mensch in aller Betrachtung! Selbst sein Leben verlangt oft das Blut eines andern, und seine Tugenden breiten sich unter dem Beystande des Lasters aus. Ich werde es nicht wagen die grosse Königin **Elisabeth** anzuklagen; eben so wenig die Königin **Maria** von Schottland zu vertheidigen. Wenn ich aber alle Handlungen der erstern entwickle, und den tragischen Tod der Maria betrachte; so sehe ich wohl, daß die Vergiessung des **königlichen Bluts**, entweder den Thron einer sonst weisen und tugendhaften **Elisabeth** befestigen, oder aber eine Prinzeßin **Maria** auf selbigem erheben muste. Da Elisabeth mit verstellten Thränen des Mitleidens den Tod einer Maria beklagt, und selbst diejenigen, welche bey dieser grausamen Handlung nur ihre Befehle vollzogen hatten, verfolgt; Maria aber ihr Blut, als ein heiliges Opfer, das sie der catholischen Religion darbringet, betrachten will; so hintergehen beyde mit dieser Heucheley leichtgläubige Zeitgenossen, und die Nachwelt, welche von partheyischen Zuschauern unterrichtet wird, bleibt zuletzt selbst ganz zweifelhaft und ungewiß. Aber ich eile zu meiner Erzählung fort: Kaum hatte die Königin Elisabeth eine neue Zusammenverschwörung wider ihr Leben entdeckt, so ward Maria mit ungewöhnlicher Genauigkeit bewachet, und man wandte grosse Sorgfalt an, vor ihr zu verbergen, daß die Verschwörung entdeckt wäre; zuletzt aber sandte man den Ritter **Thomas Gorges** zu ihr,

sie davon zu benachrichtigen, nebst der Beschuldigung, daß sie diese Verschwörung unterhalten hätte. Sie ward durch den Boten überfallen, da sie eben zu Pferde steigen und ausreiten wollte. Dieses erschreckte sie so sehr, daß sie alsbald wieder nach ihrem Zimmer eilen wolte; es ward ihr aber solches nicht erlaubt, sondern sie wurde auf einige Tage ausser dem Gefängniß gehalten, und zuletzt zu **Fortheringay**, einem festen Schloß in Northamptonshire gefangen gesetzt. Unterdessen wurde ihr geheimes Cabinet aufgebrochen, man bemächtigte sich ihrer Schriften, versiegelte sie und sandte sie nach Hofe. Ihre vornehmsten Bedienten wurden gefangen genommen. Nach vielen Berathschlagungen zwischen **Elisabeth** und ihren Ministern wurde beschlossen, daß sie vor ein öffentliches Verhör gebracht werden solte. Dieserwegen wurden 40 Personen aus den Vornehmsten des Königreichs, mit 5 Rechtsgelehrten zu ihren Richtern ernennt, und nach vielen Streitigkeiten, wurde sie unter dem Titul: **Maria, Tochter und Erbin Jacob des fünften, weiland Königs von Schottland, gemeiniglich Königinn von Schottland, und verwittwete Königinn von Frankreich**, vorgeladen. Am 11ten des Weinmonats 1586. kamen die Commissarien zu **Fortheringay** an, und am folgenden Morgen übergaben sie der Maria einen Brief von der Elisabeth, in welchem sie dieselbe nach den bittersten Vorwürfen ermahnte, sich dem Verhör, welches ihre Laster nothwendig gemacht

hätten, zu unterwerfen. Maria las diesen ausserordentlichen Brief ohne einige andre Gemüthsbewegung, als der Befremdung, und ohne daß sie die geringste Zeichen der Furcht von sich blicken ließ. Sie bestand auf ihre Unschuld. Sie weigerte sich, die Gerichtsbarkeit des englischen Hofes zu erkennen, und führte an, daß sie nicht mit bewafneter Hand in das Königreich gekommen, sondern dahin geflohen sey um Schütz zu suchen, und daß sie, als eine Fürstin, nur allein von Fürsten gesetzmäßig gerichtet werden könte. Man wendete verschiedene Vorstellungen an, um die Maria zu bewegen, daß sie sich unterwürfe. Man bedrohete sie sogar, daß der Proceß, wenn sie sich noch weiter weigern würde, dennoch nach den Gesetzen fortgesetzt werden solte. Sie blieb aber bey allen diesen Bewegungsgründen, Bitten und Drohungen ganz unbeweglich, bis **Hatton** der Vicecanzler sagte: daß sie, indem sie das Verhör vermeid, ihren eigenen guten Ruf beflecken, und die Gelegenheit versäumen würde, ihre Unschuld an den Tag zu legen. Durch diesen listigen Vorwand ward sie endlich überraschet, und willigte darein, daß ihr Verhör den Anfang nehmen solte. Am 14ten des Weinmonats, da ihre Richter in dem grossen Saale des Schlosses sassen, wurde sie vor das Gericht gebracht, und mit vielen Ceremonien empfangen. Der Bevollmächtigte eröfnete darauf die Anklage. Man zeigte Abschriften von Briefen der Verschwornen vor; die letzte Aussage derer so bereits hingerichtet waren, und alles dieses wurde

de, nachdem es in der grösten Ordnung aufgesetzet, mit der lebhaftesten Beredsamkeit vorgetragen. Maria hörte mit grosser Aufmerksamkeit, aber ohne Gemüthsbewegung zu. Da der Vortrag wider sie geendiget war, stund sie auf, und beklagte zuerst mit vieler Großmuth ihr trauriges Schicksal, da ihr nach einer Gefangenschaft von so viel Jahren, eine Beschuldigung zur Last gelegt würde, die sie nicht allein des Rechts der Nachfolge, sondern sogar des Lebens beraube. Man will, sagte sie mit wehmüthiger Stimme, meinen Namen mit Schande auf die Nachwelt bringen, und man raubt mir in meinen grossen Leiden, was man jedem Verbrecher zugesteht. Ich soll mich vertheidigen, ohne einen Freund bey mir zu haben, ohne den Beystand eines Rathgebers, und ohne den Gebrauch meiner Schriften. Hierauf beantwortete sie einen jeden Artikel der Anklage. Das Verhör dauerte zwey Tage, und darauf giengen die Commissarien auf der Elisabeth ausdrücklichen Befehl, ohne ein Urtheil abzufassen, auseinander, und liessen die Sache an die Gerichtsstube in **Westminster** gelangen, woselbst die zwey Secretairs der Maria vor das Gericht gebracht wurden, und ihre erste Aussage mit einem Eide bestättigten. Die Commissarien sahen das ganze Verfahren aufs neue durch, und erklärten zuletzt: daß Maria der Verschwörung beygetreten sey, und verschiedene Sachen erfunden habe, die auf der Elisabeth Schaden, Tod, und Untergang den ausdrücklichen Worten des Gesetzes, so zur Si-

cherheit des Lebens der Königin sey gemachet worden, zuwider, abgezielet. Nach einigen Tagen versammlete sich das Parlement, und bestättigte dies Urtheil nicht allein, sondern stellte auch der Königin vor, daß, wenn sie ihre eigene Sicherheit, die Beybehaltung der protestantischen Religion, und die Wohlfarth, und die Wünsche ihres Volks in Betrachtung zöge, so würde sie die Verbrecherin auf eine Art, die ihrem Verbrechen angemessen wäre, bestrafen. Vielleicht war der Elisabeth nichts angenehmer, als diese Vorstellung. Sie bezeigte aber doch in der Antwort, wie viele Ueberwindung es ihr kosten müsse, eine Königin und nächste Anverwandtin zu verurtheilen; und, ob es nicht möglich wäre, für die öffentliche Sicherheit zu sorgen, ohne daß sie gezwungen würde, ihre Hände mit Blute zu besudeln. Die Lords und Gemeinen erneuerten unterdessen ihr voriges Ersuchen mit mehrerer Heftigkeit, und **Elisabeth** behielt, indem sie ihnen beytrat, die ganze Entscheidung des Schicksals ihrer Nebenbuhlerin in Händen. Unterdessen schlug sich Frankreich mit anscheinender Hitze, aber in der That mit Gleichgültigkeit ins Mittel, und der König von Schottland that ein gleiches mit allem Eifer, aber ohne Erfolg. Am 6ten des Christmonats wurde das Urtheil wider die **Maria** bekannt gemacht, und **Elisabeth** vergaß nicht, bey dieser Gelegenheit das Volk zu benachrichtigen, daß solches von beyden Häusern des Parlaments, von ihr erzwungen wäre. Zu dieser Zeit fertigte sie Botschaften ab, um

um der Maria das Urtheil zu melden, und ihr zu hinterbringen, mit wie vielem Ungestüm die Nation die Vollziehung desselben verlange. Ob sie nun gleich in dieses Begehren noch nicht gewilliget habe, so mögte sie sich doch auf einen Ausgang zubereiten, der vielleicht für die Sicherheit der protestantischen Religion, und zur Beruhigung des Volks nothwendig werden möchte. **Maria** empfing den Boten nicht allein ohne Furcht, sondern auch mit anscheinender Freudigkeit, und gab zu erkennen, wie sie auf den Gedanken stolz wäre, daß ihr Leben für die catholische Religion wichtig gehalten würde, für welche sie einen Märtyrertod zu leiden, bereit sey. Auf diese Art suchte **Elisabeth** in der Religion einen Vorwand für das Verbrechen, welches sie begehen wolte, und **Maria** eine Aussöhnung für diejenigen, die sie begangen hatte. Nachdem ihr Urtheil bekant gemacht wurde, nahm man alle Zeichen der königlichen Würde, die man ihr bisher gelassen hatte, hinweg. Der Thron in ihrem Zimmer ward herunter geworfen, und **Paulet** der sie in Verwahrung hatte, kam in ihrer Gegenwart und selbst in ihre Kammer ohne Cerimonien, und mit bedecktem Haupte. Ueber diese Beschimpfung beklagte sich **Maria** noch einmal bey der **Elisabeth**, indem sie schon wuste, daß ihr Untergang beschlossen war. Sie ersuchte sie, daß sie einigen von ihren Bedienten erlauben mögte, bey ihrem Tode gegenwärtig zu seyn, um Zeugen ihrer Unschuld, und ihres Eifers für den catholischen Glauben abzugeben, und daß solche

nachher die Erlaubniß haben möchten, ihren Cörper nach Frankreich zu bringen, um daselbst in das Gewölbe unter ihren Vorfahren beygesetzt zu werden. Sie bat ferner, daß allen ihren Bedienten mögte erlaubt seyn, mit dem kleinen Vermächtniß, welches sie ihnen, zum Zeichen ihrer Gewogenheit hinterlassen könte, das Königreich zu verlassen, und daß inzwischen einige catholische Priester sie besuchen mögten. Sie beschwur sie im Namen Jesu, bei der Seele und dem Andenken **Heinrich** des siebenden ihres gemeinschaftlichen Ahnherrn, bey ihrer nahen Blutsfreundschaft, und bey der königlichen Würde, die sie beyde besässen, ihr in diesen Kleinigkeiten zu willfahren. Unterdessen ward Jacob immer unruhiger, nachdem die Gefahr seiner Mutter näher und näher kam, und schickte daher neue Abgesandten nach London. Diese waren Gray und der Ritter **Robert Melvil.** Sie erboten sich, daß der König dafür gut sagen solte, daß Maria niemals wieder zu einiger Verschwörung Gelegenheit geben würde, und daß er einige der Vornehmsten aus dem Schottischen Adel zu Geisseln geben wolte; oder wenn dieses nicht zureichend wäre; so thaten sie den Vorschlag, daß **Maria** alle Ansprüche an ihrem Sohn aufgeben solle, woraus weder für die protestantische Religion, noch für **Elisabeth** einiger Nachtheil zu befürchten wäre. **Elisabeth** verwarf aber den ersten Vorschlag als unsicher, und den letzten als gefährlich. Die Abgesandten waren darauf unterrichtet, aus einem höhern Tone zu reden, und

Melvil richtete seinen Auftrag mit allem Eifer, und mit aller Treue aus; Gray aber verrieth mit der niederträchtigsten Untreue, seinen Herrn, der ihm eine so wichtige Unterhandlung anvertraut hatte, und half die Königin stürzen, welche zu erretten er den Befehl erhalten hatte. Er nahm es so gar über sich den König zu besänftigen, oder wenigstens allen heftigen Wirkungen seiner Rache vorzubeugen. Während der Zeit empfand Elisabeth alle Anfälle der heftigsten Bewegung und Unruhe; sie war oft allein, und man fand sie gemeiniglich in einer gedankenvollen und traurigen Stellung. Sie wünschte alle Vortheile aus dem Tode der Maria zu erlangen, ohne den Anschein zu haben, daß sie darein gewilliget hätte; und sie suchte jemanden zu finden, welcher die Maria ermorden mögte. Sie gab oftmals dem Paulet, und Drury zu verstehen, daß es itzo Zeit wäre, die aufrichtige Ergebenheit gegen sie an den Tag zu legen, und daß sie erwartete, daß ihr eifriges Betragen, sie aus ihrer gegenwärtigen Verlegenheit herausreissen würde. Da aber Elisabeth in diesem Versuche nicht glücklich war, und sahe, daß das Volk mit Zweifel und Ungedult auf ihre Entschliessung wartete, so wurden Gerüchte von Gefahren listig erfunden, und mit vieler Geschicklichkeit ausgebreitet, um beydes, Furcht und Eifer rege zu machen. Durch diese Kunstgriffe wurde das Volk aufgebracht, und foderte die Hinrichtung der Maria, als die einzige Sache, welche die Ruhe im Königreiche wieder her-

herstellen könte. Elisabeth befahl nunmehro dem Davison einem von ihren Staatssecretairen, ihr das Todesurtheil zu bringen, welches sie auch unterschrieb. Aber selbst nachdem das Todesurtheil unterschrieben war, verlangte sie, daß der Königin Tod ganz in der Stille vollzogen würde, und der Secretair Walsingham mußte auf ihren Befehl, an den Paulet und Drury, welche die Königin von Schottland in Verwahrung hatten, einen Brief abgehen lassen. In diesem sagte er unter andern: die Königin bemerkt an euch wenigen Eifer, welchen sie doch von euren Händen erwartet, um das Leben einer Königin abzukürzen, die dem ihrigen mit beständiger Gefahr drohet. Sie bemerkt gar sehr, daß ihr nicht diejenige Sorgfalt, für eure eigene besondere Sicherheit, oder vielmehr für die Erhaltung der Religion und des Vaterlandes beweiset, welche die Vernunft und die Staatskunst anbefehlen. Paulet aber antwortete ihm: Wie unglücklich bin ich nicht, einen Tag erlebt zu haben, an welchem meine allergnädigste Landesmutter eine Handlung von mir verlangt, welche Gott und das Gesetz verbieten. Meine Güter und Leben stehen Ihrer Majestät zu Diensten, und ich bin bereit, beydes am morgenden Tage zu verlieren. Gott behüte mich aber, daß ich so thörigter Weise an meinem Gewissen Schiffbruch leiden, und einen so grossen Schandfleck auf meine Nachkommen bringen solte, ohne Gesetz und Vollmacht, Blut zu vergiessen. Ich habe das Vertrauen, daß Ihre Majestät, nach ihrer gewöhnlichen

chen Huld, diese meine schuldige Antwort gnädig aufnehmen werden, als welche von einem Menschen herrühret, welcher niemals einen christlichen Unterthan, der am Leben ist, an Pflicht, Ehrlichkeit, Liebe und Gehorsam gegen seinen Landesherrn, nachgeben wird. — Wie **Elisabeth** diese Antwort erhielt, sagte sie: **Pawlet** sey ein schlimmer schwüriger Mann, welcher viel verspreche, aber nichts ausführen wolle. Man solle sich des **Wingfields** bedienen, der beides Herz und Lust habe, Blut zu vergiessen. **Davison** aber stellte wider diese Art zu verfahren vor: daß sie, beydes gefährlich und unrühmlich sey. Hierauf erklärte sie, als ihre letzte Zuflucht, daß das Todesurtheil den Gesetzen gemäß, vollzogen werden solte, und verlangte, daß man keine Ausflüchte machen möchte, es aufzuschieben. Durch diese Erklärung glaubten sich die Geheimenräthe genugsam bevollmächtiget zu seyn, versammleten sich in der Rathsstube, und ertheilten in einem von ihnen allen unterschriebenem Briefe, dem Grafen von **Shrewsbury**, und **Kent**, nebst dem Oberrichter des Landes Befehl, zu sorgen, daß das Todesurtheil vollzogen würde. Dienstags am siebenten Febr. 1587. kamen die beyden Grafen zu **Fortheringay** an, und verlangten, vor die Königin gelassen zu werden. Sie lasen ihr das Todesurtheil vor, und ersuchten sie sich zu bereiten, um am folgenden Tage zu sterben. **Maria** blieb bey diesem schrecklichen Antrag in einer sanften und ruhigen Gelassenheit, und indem sie ihre Hand auf eine Bibel, die ihr eben

nahe

nahe war, legte; erklärte sie feierlich, daß sie gänzlich unschuldig an Babingtons Verschwörung sey. Sie wiederholte ihre schon gethane Bitte an die Elisabeth, besonders bat sie nochmals aufs inständigste, daß es ihrem Allmosenier jetzo in ihren letzten Augenblicken, erlaubet würde, zu ihr zu kommen. Allein diese geringe Gefälligkeit wurde ihr abgeschlagen. Unterdessen, da Maria mit dem Grafen sich unterredete, liessen ihre Bedienten den Thränen freyen Lauf. Die Königin behielt inzwischen einen ganz unerschrocknen Muth des Geistes, und nachdem sie dieselben getröstet hatte, fiel sie auf ihre Knie, dankete Gott, daß das Ende ihrer Leiden nun so nahe wäre, und bat um seinen mächtigen Beystand, bey dem letzten Auftritt ihres Lebens. Den grösten Theil des Abends brachte sie zu, ihre weltlichen Geschäfte in Ordnung zu bringen. Sie schrieb ihr Testament mit eigener Hand. Ihr Geld, ihre Edelgesteine, ihre Kleidung, vertheilte sie unter ihre Bedienten, nach ihren Würden und Verdiensten. Sie schrieb einen kurzen Brief an den König von Frankreich und einen andern an den Herzog von Guise, voll von zärtlichen, und großmüthigen Gesinnungen. Bey dem Abendessen speisete sie mäßig, und ihr Gespräch war nicht nur gelassen, sondern auch munter, sie trank jedem ihrer Bedienten zu, und begehrte, daß sie ihr vergeben mögten, wenn sie jemals in einiger Pflicht gegen sie gefehlt hätte. Des Morgens früh begab sie sich in ihre Cammer, und brachte einige Zeit mit Andachtsübungen zu.

Um 8 Uhr fand sie der oberste Richter noch kniend vor dem Altar. Sie stund sogleich auf, und verließ ihr Zimmer, nicht allein mit Freundlichkeit, sondern auch mit Majestät. Sie hatte sich in Trauer gekleidet, aber mit einer Zierde und Glanze, deren sie sich lange Zeit nicht bedient hatte, ausser an wenigen feierlichen Tagen. Unten an der Treppe ward es dem Ritter **Andreas Melvil**, dem Haushofmeister, welcher sich seit einigen Wochen aus ihrer Gegenwart hatte entfernen müssen, erlaubt, seinen letzten Abschied zu nehmen. Bey Erblickung einer Gebieterin, die er so zärtlich liebte, in einem solchen Zustande, brach er in Thränen aus, und da er ihre Umstände beklagte, und sein eignes hartes Schicksal bedauerte, daß er dazu bestimmt sey, die Nachricht von einer so traurigen Begebenheit nach Schottland zu bringen, so antwortete Maria: Weine nicht, lieber Melvil, man hat nunmehro weit grössere Ursache, sich zu erfreuen. An diesem Tage solt du **Maria Stuart** von allen ihren Sorgen befreyt, und ihr verdrießliches Leiden solch ein Ende nehmen sehen, als sie schon längst erwartet hat. Sey Zeuge, daß ich beständig in meiner Religion, fest in meiner Treue gegen Schottland, und unverändert in meiner Neigung gegen Frankreich sterbe. Empfiel mich meinem Sohne, und sage ihm, daß ich nichts gethan habe, was seinem Königreich, seiner Ehre, oder seinen Rechten nachtheilig wäre; und Gott vergebe allen denen, welche nach meinem Blute gedürstet haben. — Das Blutgerüste war in demselben

selben Saale, wo sie war verhöret worden, aufgerichtet. Sie gieng die Treppe mit Munterkeit hinauf, und betrachtete diese ganze Zurüstung des Todes mit unerschrocknem Muthe. Das Todesurtheil ward mit lauter Stimme vorgelesen, welches sie anzuhören schien, ohne darauf zu achten, gleich einem der mit andern Gedanken beschäftiget ist. Darauf fieng der Dechant von Peterborough eine auf ihre Umstände sich schickende Rede an, und erbot sich, für sie ein Gebet zu thun. Sie erklärte aber, daß sie ihres Gewissens halber der Rede weder zu hören, noch auch ihr Gebet mit dem seinigen vereinigen könne, und betete, da sie auf ihre Knie fiel, ein lateinisches Gebet. Als nun der Dechant seine Andacht vollendet hatte, befahl sie Gott mit lauter Stimme, den traurigen Zustand der Kirche, und bat für die Wohlfarth ihres Sohnes, und um ein langes Leben, und ruhige Regierung für die Elisabeth. Sie erklärte sich, daß sie allein durch den Tod Christi Gnade zu erlangen hoffete; und indem sie das Crucifix aufhob und es küßte, sprach sie dasselbe also an: So wie deine Arme, o Jesu! an dem Creuze ausgestreckt sind, so nimm mich mit den ausgestreckten Armen deiner Barmherzigkeit auf, und vergieb mir meine Sünden. Hierauf bereitete sie sich zum Blocke, indem sie ihren Schleier und die Oberkleider ablegte. Da auch einer von den Gerichtsdienern sich gröblicher Weise unterstund, ihr zu helfen, so hielt sie ihn mit Höflichkeit davon ab, und sagte mit einem Lächeln: daß sie nicht gewohnt sey,

sich

sich vor so vielen Zuschauern zu entkleiden, noch auch von dergleichen Bedienten sich aufwarten zu lassen. Mit gelaßner, aber unerschrockner Ernsthaftigkeit, legte sie ihren Hals auf den Block und indem einer von den Henkern ihre Hände hielt, trennete der andere mit dem zweyten Streich ihren Kopf von dem Körper, welcher, da er aus ihrem Kopfputz herausfiel, ihre Haare entdeckte, die bereits ganz grau vor Sorge und Kummer geworden waren. Der Henker hielt ihn in die Höhe, während daß noch beständig das Blut daraus floß, und der Dechant rief aus: **So kommen alle Feinde der Königin Elisabeth um!** der Graf von Kent war der einzige, welcher Amen antwortete. Die übrigen Zuschauer beobachteten ein anhaltendes Stillschweigen, und zerflossen in Thränen, indem sie keiner andern Gemüthsbewegung fähig waren, als des Mitleidens und der Bewunderung.

Da einmal die Leidenschaften unsern Geist nicht verlassen; da sie bey aller Wachsamkeit immer wieder zurücke kehren, und ihre Angriffe erneuern; da der Bau des Körpers, das Temperament, ja jedes menschliche Alter selbst einen eignen Beruf zum Laster, und zur Schwachheit hat; so wird es immer die gröste Weisheit des elenden Sterblichen

seyn,

(*) Dieses Beyspiel ist entlehnt aus dem Bremischen Magazin 6ter Band 2tes Stück S. 366. Man lese auch die Britannische Biographie 4ter Theil S. 238.

seyn, die Leidenschaften wenigstens mit der Vernunft zu beherrschen, und es wird immer wahrer Heldenmuth bleiben, die Laster, auch selbst alsdenn, wenn man sie begeht, zu verachten, und mit keinem Beyfall zu adeln. „Auch der weiseste „Mann, sagt Plato, bezahlet der Menschheit ih„ren Tribut, aber die Vernunft muß keiner an„dern Stimme, als der Stimme der Wahrheit „gehorchen.„ — So lange die Leidenschaft unsere Vernunft noch nicht verwirrt hat, so lange wir noch mitten unter den Lastern einer Erröthung fähig seyn, so wird vielleicht die auf einige Zeit entflohene Tugend wieder zurücke kehren. Der gröste Fehler Heinrichs des vierten, Königes von Frankreich, war seine grosse Neigung zum Frauenzimmer. Von der Jugend an bis in das Alter war sie seine herrschende Leidenschaft; aber sie blieb immer nur eine Berauschung, von der er auf dem ersten Wink sich wieder erholte, und die ihn zu keinem andern Laster verleiten konte. Er schämte sich niemals über die grossen Bedürfnisse seiner Sinne zu erröthen. War er auch gleich zu Rochelle so niederträchtig gewesen, daß er einem jungen Frauenzimmer ihre Unschuld und Ehre geraubet hatte; so war er doch auf die Vorstellung eines Predigers alsbald bereit, Gott öffentlich, auf seinen Knien um Vergebung zu bitten, und gab mit einer seltenen Großmuth der beleidigten Familie alle Genugthuung. (*) Selbst einige häßliche Leiden-

(*) Allgemeine Biographie von Johann Matthias Schröckh erster Theil S. 283.

denschaften, werden bisweilen grosse Tugenden hervorbringen. Aber es sind seltne Pflanzen, welche nicht in jedem Erdreich fortkommen. Der menschliche Geist, muß mit aller Weißheit vorbereitet, und sein Herz von allen andern Lastern ganz unschuldig seyn, wenn Neid, und Eifersucht, sich in eine wahre Ruhmbegierde, und Stolz und Eitelkeit in Klugheit, und Standhaftigkeit verwandeln soll. Grosse Thaten, die uns, und andre auf einige Zeit blenden, kan man oft von der Leidenschaft erwarten, aber ihre Verwandlung in Tugend wird immer ein seltenes Wunderwerk bleiben. Um prächtige Palläste, und schöne Weiber zu haben, wurden die Scythen auf einmal kühn und herzhaft, und eroberten Asien. Die Liebe zur Wollust machte sie zu Kriegeshelden, und der Genuß eben dieser Wollust, machte aus ihnen Männer, die untüchtig waren, ihre Eroberungen beyzubehalten. Nach einer Herrschaft, die noch nicht fünf Olympiaden gedauert hatte, wurden sie von ihren eignen Sclaven entweder erwürgt, oder weggejagt (*). Es wird immer die gröste Gefahr bleiben, ohne alle Rücksicht auf die Tugend, nur mit einigen hinfälligen Belohnungen der Leidenschaft, denen auf jedem Schritte unzählige Uebel folgen, den Menschen zu grossen Thaten zu bewegen. Jede dieser heftigen und unedlen Neigungen, wenn

(*) Gespräche des Phocion über die Beziehung der Moral mit der Politik. S. 205. und 206.

wenn sie nicht immer die Vernunft leitet, und die Tugend mäßiget, wird dennoch bey allen betrügerischen Liebkosungen, uns zuletzt zerstören. **Cyrus** bot seinen noch tugendhaften und mäßigen Unterthanen, die Reichthümer, den Ueberfluß, und die Wollüste der benachbarten Königreiche, als den Lohn für ihre Tapferkeit und für ihre Siege an. Alles ward überwunden; aber kaum hatte er die fremden Länder unter das Joch gebracht, als die Belohnung, welche er der Tapferkeit seiner Soldaten zugestanden hatte, ihn zu Grunde richtete. Er sahe seine Perser, welche ehedem tugendhaft und ruhmbegierig waren, nun weibisch werden und als Weichlinge leben. Vergeblich gab sich **Cyrus** Mühe, sie wieder zur ehemaligen Tugend zurück zu führen. Seine Unterthanen, welche erst durch die Hofnung, und nachher durch den Genuß der Lüste verdorben waren, konten ihm jetzo nicht mehr Gehör geben. Er sahe mit Verdruß, daß er blos der Verderber der Perser gewesen, anstatt den Namen des Stifters einer mächtigen und blühenden Monarchie zu verdienen. Er hinterließ seinen Nachfolgern ein Reich, das lange nicht so gut befestiget war, als seine Väter ihm dasselbe hinterlassen hatten. (*) Unzählig andere eben so traurige und warnende Beyspiele, wird die Geschichte eines jeden Volks, ja die Geschichte seines eignen Lebens, dem sorgfältigen und auf-

(*) Gespräche des Phocion über die Beziehung der Moral mit der Politik S. 207-209.

aufmerksamen Beobachter, wann er nur den Muth besitzt, in selbiges hinein zu schauen, darbieten. Ich glaube immer, daß die meisten grossen Thaten, und selbst viele, dem äusserlichen Ansehn nach edle Handlungen, mehr nach den prächtigen Versprechungen der **Leidenschaft**, als nach den stillen und sanften Befehlen der **Tugend** auf dem Erdboden verrichtet werden. Möchte ich doch diesmal zur Ehre der Menschheit, einen Irrthum begehen. Aber wie viele Helden haben denn zum Schutz des menschlichen Geschlechts, und zur Errettung der Unglücklichen die Waffen ergriffen? und dieselben in eben dem Augenblick, da die Sache der Unschuld vertheidiget war, großmüthig bey Seite gelegt? wie viele Staatsmänner hat bey allem Eifer und Sorgen nur der Gedanke einer fremden Glückseligkeit beseelet? und wo sind denn die grossen und edlen Seelen, welche alsdenn erst von ihrem Ueberfluß Wohlthaten ertheilen, wenn sie kein fremdes Auge beobachtet? welche die Thränen der Elenden und Unglücklichen, in der Stille, selbst von ihnen ohnbemerkt, abtrocknen? Wie einsam und verlassen würde die Tugend bey jedem Volke seyn, wenn nicht einige, aus einem angenehmen Kützel, welcher die Sinne belustiget, ihre Freundschaft suchten; einige mit heuchlerischem Herzen, um ihren Eigennutz zu befriedigen, ihr Ehrfurcht bewiesen, und wenn nicht die meisten, im Angesicht leichtgläubiger Seelen, mit ihrer Gesellschaft eine stolze Parade machten. Wie viele ihrer aufrichtigen Freunde und wahren Lieb-

linge, wird sie uns wohl unter jedem Volke zeigen können, die sie einzig und allein um ihrer selbst willen lieben, und ihr Studium, das Studium einer wahren Glückseligkeit, nur nach der Stimme eines geheiligten Gewissens, auszubreiten suchen. So wie eine Tugend vorzüglich die andere lenken und regieren kan; so wie sie alle gemeiniglich in der genauesten Verwandschaft stehen, und einander freundschaftlich unterstüzen; eben also die Laster. Es ist wahr, kaum hat ostmals der Mensch dem Laster gehuldiget, so eilt er zu den Umarmungen der Tugend fort, und sein ganzes Leben ist eine beständige Abwechslung von Tugend und Laster. Allein vielleicht war es die mächtige Stimme des Eigennuzes, welche ihm die Verehrung der Tugend auf einige Augenblicke anprieß; der Mangel der Lebensgeister und des Temperaments, das ihn von andern Lastern zurück hielt; und vielleicht war die Zeit ihm günstiger, als er es verdiente, und raubte ihm selbst die Gelegenheit zu andern Ausschweifungen. Wenn man in Beyspielen das Leben des Menschen betrachtet, und auch seine eigne Erfahrung zurück ruft; so wird man ihn immer geschäftig erblicken, dem der Tugend schuldigen Tribut mit tausend Erfindungen sinnreich zu widersprechen, und wenn er auch diesem nicht mehr widerstehen kann, wie gros wird wohl das freywillige Geschenk seyn, welches er ihr macht? Solte also wohl eine einzige wahre Tugend stets in dem Gefolge der übrigen erscheinen? solte niemals das Laster in einigen unglücklichen Augenblicken diese

ehr-

ehrfurchtsvolle Gesellschaft entheiligen? man denke so großmüthig, und freygebig von dem Menschen als man will; die Geschichte und die Erfahrung werden immer unsere geringe Redlichkeit verrathen. Man kan wahre Tugenden besitzen, aber die Laster verdrängen sie immer wieder. Diese werden mit uns, wie die Tugenden gebohren; sie warten im jedem Alter auf uns: und begleiten uns bis in das Grab. Es sind nicht nur Schwachheiten, welche Flecken ausserdem den menschlichen Geist, bey allem Glanz der Tugend und der Philosophie immer verunzieren, selbst Laster werden den wahren Freund der Tugend in einigen flüchtigen Augenblicken überfallen. Seine Vernunft wird ihm wenigstens einmal ungetreu; sein Geist müste denn sehr bald von den beschwerlichen Banden, die ihn immer zur Dienstbarkeit rufen, und zur Sclaverey führen, befreyet werden. Diese Erfahrung ist traurig, und selbst der Gedanke schrecklich; aber die mächtige Sprache der Warheit verdrängt den pralenden Ton der Eigenliebe. Selbst starke, und männliche Seelen verlieren unter dem Getümmel der Laster nicht selten ihre Grundsätze; und wider Vermuthen bricht die Stunde ein, in welcher wir den Freund der Tugend fruchtlos in ihren Armen suchen; in welcher sein unglücklicher Geist, überwältiget von der Leidenschaft, uns ganz unkenntlich bleibt. Eben diese Königin **Christina**, welche keinen andern Ehrgeitz kante, als eine brennende Liebe zur Tugend, welche niemals jemanden zur Todesstrafe verurtheilte, über den sie nicht

Thränen vergossen hätte, entsagte in wenigen Augenblicken nicht nur der Tugend, sondern selbst der Menschlichkeit.

Kaum hatte diese Königin einige Untreue ihres Lieblings des Monaldeschi erfahren, so ließ sie den Pater le Bel zu sich rufen. Sie führte ihn, um die Sache desto geheimer zu halten, ganz allein mit sich in die Galerie. Daselbst fragte sie, ob sie ihn jemals gesprochen hätte. Als er solches bejahete, so war ihre Antwort: Ihr traget eine solche Kleidung, daß ich mich euch anvertrauen will; aber versprechet mir, alles was ich offenbaren werde, so geheim zu halten, als ein Priester die Beichte. Der Pater versicherte solches. Hierauf übergab sie ihm einige Briefe, welche an drey Orten versiegelt waren, und verlangte, sobald sie es befehlen würde, dieselben wieder auszuantworten. Um Ein Uhr ward der Pater abermals zu der Königin in die vorige Galerie geführet. Der Kammerdiener schlug augenblicklich die Thüre hinter ihm zu, daß er anfänglich erschrack; da er aber die Königin mitten in der Galerie mit dem Monaldeschi reden sahe, so näherte er sich derselben. Der Marquis Monaldeschi stund bey ihr, drey andre Mannspersonen ein wenig entfernt. Mein Pater, (sagte sie mit lauter Stimme) gebt mir die Briefe wieder, die ich euch anvertrauet habe, ich will sie lesen. Sie ließ dieselben den Monaldeschi lesen, und fragte, ob er die Schrift wohl kenne? Dieser erschrack, daß er anfieng zu zittern,

da

da aber die Briefe nicht alle mit seiner eignen Hand geschrieben waren, so wolte er läugnen. Die Königin ward immer hitziger, und sagte: wollet ihr diese Schrift nicht erkennen? sie zog zugleich sein eignes Siegel hervor, und nennte ihn einen Verräther. Er wolte zwar vorgeben, es habe jemand seine Hand nachgemahlet, endlich aber fiel er der Königin zu Fusse, und bat um Gnade. Inzwischen gieng die Königin hin und her, der erschrockne Marquis folgte ihr nach, und bath seine Entschuldigung anzuhören. Sie that es, und hörte ihn einige Zeit an. Endlich kehrte sie sich zu dem Pater le Bel: Mein Pater sehet, und seyd Zeuge, daß ich diesen Menschen nicht übereilet, sondern daß ich diesem Verräther, diesem Treulosen, so viele Zeit gelassen habe, damit er sich, wenn er könnte, rechtfertigen möchte. Nachdem der Marquis eine Stunde lang sich vergeblich bemühet hatte, ihren Zorn zu besänftigen, sagte endlich dieselbe: Mein Pater, ich gehe weg, und überlasse euch diesen Menschen, bereitet ihn zum Tode, und traget Sorge für seine Seele. Worüber der Pater so sehr erschrack, daß er, nebst dem Monaldeschi, auf die Knie fiel, und um Gnade bat. Aber die Königin antwortete: Ich kan keine Gnade ertheilen; dieser Verräther hat mehr als das Rad verdienet. Sie verließ die Galerie, und diejenigen, welche den Marquis ermorden solten, traten ein wenig bey Seite. Der Marquis fiel dem Pater zu Füssen, und bat ihn, er möchte die Königin um Gnade bitten. Indessen drungen die andern

mit blossem Gewehr auf den Pater, er solte dem Monaldeschi Beichte hören, daher antwortete er mit Thränen: **Bittet Gott um Gnade.** Einer von den dreyen, von welchen diese schreckliche That solte verübet werden, war noch so mitleidig, daß er zur Königin gieng, und sich um Gnade für ihm bemühete. Allein die Königin schlug es ihm ab, und befahl, es kurz mit ihm zu machen. Er kam mit weinenden Augen zurücke: Marquis! gedenket an Gott, und an eure Seele, ihr müsset sterben. Auf diese Worte fiel der unglückliche Monaldeschi dem Pater nochmals zum Füssen und bat: daß er doch **noch einmal bey der Königin** versuchen möchte, ob keine Gnade für ihn zu erlangen wäre. Der Pater that dieses. Er traf die Königin in ihrer Kammer mit einem sehr muntern Gesicht an, fiel vor ihr nieder, und bat sie unter vielen Seufzern, **daß sie doch um der Schmerzen und Wunden Jesu Christi willen,** diesem Marquis Gnade und Barmherzigkeit erzeigen solle. Die Königin sagte mit Verdruß: sie könne diese Bitte nicht erfüllen, und er könne keine Gnade hoffen. Es wären viele auf das Rad gelegt worden, welche diese Strafe, nicht so sehr, als ihr Verräther verdienet hätten. Da der Pater sahe, daß seine Bitte fruchtlos war, so stellte er ihr vor, wie ungnädig man bey Hofe, diese Handlung, da sie in dem königlichen Pallaste wohne, aufnehmen würde. Ich habe Gerechtigkeit, (antwortete sie) diese Strafe auch vor dem Altar zu vollziehen; der König hat mich nicht als

eine Sclavin angenommen, und ich bin niemanden, ausser Gott, schuldig von meinen Handlungen Rechenschaft zu geben. Der Pater kam mit Thränen wieder in die Galerie, umarmte den Marquis und ermahnte ihn: er möchte doch Muth zum Sterben fassen, es seye keine Gnade mehr. Der Marquis schrie überlaut, der Pater setzte sich auf eine Bank; jener fiel ihm zum Füssen, voller Todesangst und fieng seine Beichte an, mitten aber unter derselben stand er zweymal auf und schrie über laut, der Pater suchte aber sein Gemüth zu besänftigen, so gut er konte. Die Beichte legte er bald in lateinischer, bald in italiänischer, bald auch in französischer Sprache ab. Unterdessen schickte die Königin ihren Allmosenier ab, ohne Zweifel in der Absicht, wenn etwan der Pater le Bel den Tod nicht abwarten wolte, daß jemand anders da seyn möchte, der ihn Beichte hören könte. Diesen bewegte der Marquis ebenfalls durch die kläglichste Bezeugung, daß er mit dem Fürnehmsten von denen, die ihn ermorden solten, zur Königin gieng, und um Gnade bat. Es kam aber nur der letzte wieder zurück und sagte: Bittet Gott um Vergebung, denn ihr sollet, und müsset sterben. Hast du gebeichtet? fragte er weiter. Nach diesen Worten trieb er ihn bis zu Ende der Galerie an die Mauer, und stieß ihn auf die rechte Seite des Magens, der Marquis grif zwar in den Degen, aber dadurch schnitt er sich drey Finger weg, als er von ihm zurücke gezogen ward. Da man mer-

merkte, daß er ein Panzerhemde anhabe, ward er in das Gesicht gestossen, dabey er schrie, **mein Pater, mein Pater.** Derselbe trat herzu, die andern giengen ein wenig auf die Seite. Hier fiel er auf die Knie, bat Gott um Vergebung, und warf sich auf die Erde. Es hieb ihm ein anderer ein Stück von der Hirnschale; er streckte sich auf den Bauch, und gab ein Zeichen, man solle ihm nur den Hals abhacken, es hinderte solches aber das Panzerhemde. Endlich trat ein andrer herbey, und fragte den Pater, ob er den Marquis tödten solle. Dieser antwortete: Er hätte ihm keinen Rath zu ertheilen, weil er vielmehr sein Leben, als seinen Tod verlange. Indessen hörte der arme Monaldeschi die Thüre an der Galerie aufgehen, wendete sich herum, und erblickte den Almosenier. Zu demselben kroch er, um mit ihm zu reden, sagte ihm auch etwas geheimes; aber dieser antwortete: **Bittet Gott um Gnade.** Gleich darauf stieß man ihm den Degen durch die Gurgel, worauf er nicht mehr redete, doch eine ganze Viertelstunde noch Athem holete. Der Pater rief ihm immer zu, bis er gegen vier Uhr sein Leben endigte. Der Pater gab der Königin alsbald von seinem Tode Nachricht. Es ist mir leid, (sagte sie) daß dieser so grausam hat müssen verrichtet werden; dieses ist aber das Recht für seine Missethat, und Verrätherey; doch bitte ich Gott, daß er ihm gnädig seyn wolle. Ihr könnet seinen Cörper be-

graben, und viele Messen vor seine Seele lesen lassen. (*)

Der Besitz einiger Tugenden giebt uns also noch keine Anwartschaft auf alle andere. Obgleich der Liebling des Lasters bisweilen bey einigen Handlungen, die Tugend mit aufrichtigem Herzen verehren kann; so sind doch die Leidenschaften zu genau unter einander verbunden, als daß nicht immer die eine, die andre zum Beystand herbeyrufen solte. Eine schwache Entfernung von der Tugend ist schon der erste Schritt zur Thorheit. Diese wird stets geschäftig seyn, um uns gegen den ehrwürdigen Namen der Tugend ganz gleichgültig zu machen, und diese Gleichgültigkeit wird sich nach und nach in Haß verwandeln. Ein Laster führt uns zu einem andern. Jede Leidenschaft hat ihre Gefährtin. Wir verirren uns ganz unter dieser treulosen Gesellschaft, und erwachen nicht eher, als bis es zu spät ist, den Harnisch anzulegen, bis uns die Vernunft nicht mehr rathen kann, und bis selbst hereinbrechende Strafen die von uns verachtete und verspottete Tugend rächen.

Aus Ehrgeitz bekannte sich der Herr von Ripperda zur Catholischen Religion, wurde seinem Vaterlande ungetreu, und legte Webereyen in Spanien an. Er wußte sich in die Gnade der Königin einzuschmeicheln, und man be-

(*) Memoires concernant Christine, Reine de Suede, Tom. II. S. 279. Auch Büchercabinet 51 Eingang. S. 196-202.

beschloß, ihm die wichtige Unterhandlung 1724. am Wiener Hofe anzuvertrauen. Er schliesset die Verträge, und machet der Königin noch andere Hofnungen, die niemals erfüllet wurden. Wegen dieser Unwahrheit wurde er zum Herzog, Grand von Spanien und zum ersten Staatsminister erhoben. Aber sein Hochmuth hatte keine Grenzen. Dieser verleitet ihn, fremden Gesandten die Geheimnisse des Staats zu verrathen. Man setzt ihn gefangen, und er entflieht einige Zeit hernach aus dem Königreich. In seinem Vaterlande nimmt er wieder die reformirte Religion an, um eine neue Ehrenstelle zu erhalten. Allein alle Hofnung war fruchtlos. Sein Ehrgeitz bringt ihn daher zu dem verwegenen Entschluß, nach der Barbarey und in die Dienste des Königes von Marocco zu gehen. Er bekannte sich zum mahometanischen Glauben. Sein Ansehn war gering bey dem König, und er starb als Schaafshändler im Jahre 1737. (*)

(*) Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande, aus dem Holländischen übersetzt. Achter Theil. Leipzig 1767. S. 21, 25, 29, 48, 52.

ENDE.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hausen, Carl Renatus,

Carl Renatus Hausen, Von dem Einfluß der Geschichte auf das menschliche Herz

Halle im Magdeburgischen 1770
H.un. 245 k
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10032102-0
VD18 14600188